

Der Scoresbysund

Drei Jahre Forschungsreisen an
der Ostküste Grönlands

von

Alwin Pedersen



August Scherl G. m. b. H. / Berlin SW

Mit 56 Abbildungen nach photographischen
Aufnahmen des Verfassers und einer Karte

19388

998.2

N30

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright 1930 by August Scherl G. m. b. H., Berlin
Druck von August Scherl G. m. b. H., Berlin

Ejnar Mikkelsen
zu eigen



Inhaltsverzeichnis

Zur Einführung	9
Kurze geographische und geschichtliche Übersicht . . .	11
Lage und Beschaffenheit	11
Flora	14
Fauna	16
Klima	19
Bevölkerung	20
Geschichtliches	24
Estimoisches Reiseleben	28
Der Hundeschlitten	28
Der Schlittenhund	30
Reiseleben	33
Meine erste Schlittenreise	37
Bärenjagden auf dem Fjordels. Wir übernachten im tiefen Schnee	41
Ein gefährlicher Augenblick. Wir ersteigen einen un- bekannten Gletscher	46
Wandernde Eisbären	51
Eine Rekordreise. Emil befürchtet ein Unglück und weigert sich, die Reise fortzusetzen	55
Gefährliche Schlittenfahrten. Wir werden von einer Bärin angegriffen, die ihr Junges verteidigt . . .	58
Das Depot auf Kap Dalton	62
Der Sturm bricht los	66
Im Angesicht des Todes. Wir übernachten in einer Schneehöhle	69
Neue Schwierigkeiten. Die Rückkehr nach der Kolonie	71

Im Jamesonland	77
Höchnordisches Pflanzenleben	79
Höchnordisches Tierleben	84
Der Moschusochse	84
Der Polarwolf	90
Eisfische	93
Der grönländische Eishase	99
Das Walroß, ein gefürchtetes Raubtier unter den höchnordischen Robben	100
Eine Narwaljagd	111
Meine zweite große Schlittenreise nach dem Innern des Scoresbysundes	117
Primitives Reiseleben	120
Der Nordwestfjord. Wir finden zwei unbekannte Fjorde und ein eisfreies Land	128
Uppiges Pflanzen- und Tierleben. Wir erlegen einen Moschusochsen	133
Im Scoresbyland	137
Wo die Eisbären und Robben ihre Jungen werfen	141
Eine Bärenjagd	151
Schlußwort	155
Bilderverzeichnis	156



Zur Einführung

Stets haben mich die Natur und das Leben in unberührter, weg- und stegloser Wildnis brennend interessiert. Besonders war es die Erforschung des Tierlebens, die mich seit meiner ersten Schulzeit im Banne hielt und mich schon damals von langen Reisen in unbekannten Gegenden träumen ließ.

Groß war daher mein Glück, als es mir im Sommer 1924 gelang, an einer Polarexpedition teilzunehmen, deren Ziel der Scoresbysund — der größte Fjord der Welt — an der Ostküste Grönlands war. Meine Aufgabe bestand in der Untersuchung des Tierlebens in den von der Expedition bereisten Landstrichen. Mit sechs anderen jungen Leuten überwinterte ich dann an der Nordküste des Fjordes. Während dieser Überwinterung lernte ich, was es heißen will, abgeschlossen von der Umwelt einen Winter im hohen Norden zuzubringen, wenn Finsternis monatelang das tiefverschneite Land einhüllt und orkanartige Schneestürme jeden Aufenthalt im Freien unmöglich machen. Die Ergebnisse dieser einjährigen Forschungsarbeit an der Mündung des Scoresbysundes ließen mich bald zu der Überzeugung kommen, daß in diesem Teil Ostgrönlands noch vieles — besonders mit Hinblick auf die Tierwelt — einer Aufklärung harret. Besonders gute Resultate versprach ich mir von einer eingehenden Untersuchung der Tierwelt in den innersten Verzweigungen des Fjordes, einem Gebiet, das etwa dreihundertfünfzig Kilometer von der Außenküste entfernt im Innern des Landes liegt.

Zwei Jahre später befand ich mich wieder auf dem Weg über den Atlantischen Ozean zum Scoresbysund. An der Stelle, wo wir 1924/25 zum erstenmal überwinterten, hatte sich inzwischen eine Eskimofiedlung gebildet. Mit diesen Eingeborenen als Führern und Mitarbeitern hoffte ich allein eine planmäßige Erforschung des ganzen Fjordkomplexes vornehmen zu können. Ich selbst war auf einen zweijährigen Aufenthalt vorbereitet.

Wenn es mir geglückt ist, meine Pläne in allen Einzelheiten auszuführen, so habe ich dies in erster Linie der Hilfsbereitschaft der Eingeborenen und dem Interesse, womit sie ständig meiner Arbeit folgten, zu verdanken.

Mir war das Glück beschied, in einem Lande zu reisen, das noch gänzlich unberührt von der Kultur in seinem Urzustande lag, wo selbst der Herr der Schöpfung eine fast unbekannte Erscheinung war. Darüber — über meine Reisen und Erlebnisse in diesem Lande — will ich hier erzählen, und über die Tierwelt, wie man sie nur noch in den großen, fast unzugänglichen Einöden des hohen Nordens findet. Ausgehend von der Tatsache, daß Bilder besser als Worte zu schildern vermögen, habe ich dem Texte ein möglichst reiches Illustrationsmaterial beigegeben.

Kurze geographische und geschichtliche Übersicht

Lage und Beschaffenheit

Auf dem 70. Grad nördlicher Breite unterbricht ein mächtiger Fjord die gebirgige Ostküste Grönlands und schneidet mit zahlreichen Verzweigungen etwa dreihundert Kilometer tief in das eisbedeckte Innere des Landes. Die falsche Bezeichnung „Sund“ beruht auf der irrtümlichen Annahme seines Entdeckers, des englischen Walfängers Scoresby, daß der Fjord ein Sund sei, der sich quer durch Grönland ziehe. Erst im Jahre 1890, als eine dänische Expedition auf der Danmark-Insel im Innern des Scoresbysundes überwinterte, wurde diese Annahme widerlegt, und die genauen Grenzen dieses größten Fjordes der Welt wurden festgestellt.

Der Scoresbysund bildet in der Ostküste Grönlands eine natürliche Grenze zwischen dem südlichen und dem nördlichen Teil des Landes. Bei einem verhältnismäßig schmalen Auslauf, etwa vierzig Kilometer breit, der in der Hauptrichtung W.-O. verläuft, mit nur einem Seitenarm auf der Nordküste, dem Hurry Inlet, hat der Scoresbysund im Innern seine größte Breite und besteht aus einem Labyrinth von größeren und kleineren Fjordarmen, die eine Unmenge Inseln umschließen, um dann irgendwo im Inlandeis zu enden. Die bedeutendsten Fjordarme sind der Nordwestfjord, der Östfjord, der Föhnfjord und der Gaasefjord. Die Verbindung mit der Fjordmündung, dem eigentlichen Scoresbysund, stellt der Halls Inlet dar.

Unter den Ländern der Fjordmündung hebt sich unmittelbar an der Nordküste der wilde Gebirgszug der von allen Ostgrönlandfahrern gefürchteten Liverpoolküste hervor. Sie bildet eine Halbinsel, die in ihrer Lage ziemlich genau dem Meridian folgt. Die Gesteinsart ist kristallinisches Grundgebirge, das infolge seiner starken Verwitterung der Landschaft ihr einzig dastehendes wildes und zerrissenes Aussehen und ihre zackigen, scharfen Formen verleiht. Infolge der Unzugänglichkeit der das ganze Jahr hindurch vom Treibeis des Ostgrönlandstromes umlagerten Ostküste ist die Halbinsel bis auf den heutigen Tag nur in großen Umrissen bekannt. Das Innere des Landes ist von Firneis bedeckt, das in Form von Gletschern nach dem Meer hin abfließt. Im südlichen Teil der Halbinsel finden sich heiße Quellen mit einer Temperatur bis zu 62 Grad als Reste des tertiären Vulkanismus.

Nach Westen hin, nur durch den schmalen Hurry Inlet und das Klit-Tal getrennt, schließt sich unmittelbar das weitausgedehnte Jamesonland an die Liverpoolküste an. Im Gegensatz zu der wilden, zerrissenen Landschaft der Liverpoolküste bildet das Jamesonland ein mächtiges eisfreies Flachland — wohl das größte Grönlands —, das in seinem freundlichen Aussehen wenig an seine Lage im hohen Norden erinnert. Es ist ein abgeflachtes Sedimentgebirge, bestehend aus Silur, und wird von Sandsteiner aufgebaut. In ihm sind pflanzenführende Schiefertone und dünne Kohlenflöze terrestrischer Entstehung eingelagert und zeugen von der einstmals reichen subtropischen Vegetation die in der warmen Tertiärzeit in Grönland gedeihen konnte. Das Jamesonland ist nur in seinen Randgebieten bekannt, sein Inneres wartet noch der Erschließung.

Weiter nach Nordwesten schließt sich das noch gänzlich unerforschte Scoresbyland an. Die Grenze bildet die Nordostbucht, wo das flache Sandsteingelände plötzlich wieder in hohes Grundgebirge übergeht, das dem Anschein nach nur wenig vergletschert ist. Wo im Innern dieses Landes die Grenze des Inlandeises liegt, ist noch unbekannt.

Die Länder des Fjordinnern bestehen hauptsächlich aus den drei großen Inseln Kenland, Milnesland und Gaase-land. Sie sind aus Grundgebirge aufgebaut und in ihrem Innern stark vergletschert. Unmittelbar hinter ihnen beginnt das eigentliche vom Inlandeis bedeckte Festland, in dessen Randgebiet nach dem Fjord zu eine Kette kleinerer Gebiete und sogenannter Nunataks frei hervortreten, zwischen denen dann die große Eismasse in Form von Gletschern, teilweise auch direkt als Inlandeis, in den Fjord abfließt.

Diese enorme Eisbergproduktion, die fast das ganze Jahr hindurch im Innern des Scoresbysundes vor sich geht, läßt sich bis zur Westküste Grönlands, sogar bis nach Labrador verfolgen und ist ohne Zweifel die größte der Arktis. Die bis zu zwanzig Kilometer breiten Fjordarme im Innern des Scoresbysundes sind oft stellenweise derartig mit Eisbergen vollgepfropft, daß es unmöglich ist, mit einem Schlitten zwischen ihnen hindurchzukommen. Im Sommer sind die Verhältnisse nicht wesentlich besser; die bisher im Innern des Scoresbysundes noch nicht versuchte Schifffahrt wäre auf jeden Fall ein gefährliches Unternehmen. Unter den Eisbergen trifft man nicht selten wirkliche Riesen von zwei Kilometer Länge und neunzig bis hundert Meter Höhe über dem Wasserspiegel. Nur während des kurzen Sommers treibt dieser Wald von Eisbergen in einer endlosen Kette

langsam aus dem Fjord, wo ihn der Treibeis führende Ostgrönlandstrom erfasst und nach Süden führt.

Auf der Südküste des Scoresbysundes tritt das Inlandeis fast überall bis an die Küste hinaus. Das Land ist ein stark zerklüftetes Basaltgebirge, stellenweise von ganz bedeutender Höhe, das mit seinen riesigen Eismassen auf den Beschauer einen überwältigenden Eindruck macht. Infolge der großen und ununterbrochenen Kälteausstrahlung des Landeises kann nur ein ärmliches Pflanzenleben an der Küste gedeihen, die auch fast gänzlich von den Tieren gemieden wird.

Flora

Die Vegetation der Gebiete am Scoresbysund nähert sich in ihrer Art und Zusammensetzung der Flechtentundra der Barren Grounds Nordamerikas, doch fehlt ihr an den meisten Stellen die Bildung zusammenhängender Pflanzendecken, wozu die schroffen Felsen und vor allem das Eis es nicht kommen lassen.

Die Flora des Grundgebirges setzt sich in erster Linie aus Beerensträuchern und niedrigen Weiden- und Birkensträuchern zusammen, außerdem finden sich Gräser, Sauergräser, Ranunkelgewächse und mehrere Steinbrecharten, deren Uppigkeit und Zusammensetzung aber in den einzelnen Gebieten großen Verschiedenheiten unterworfen ist. Auf der Liverpoolküste, wo sich die enorme Kälteausstrahlung des Nördlichen Eismeeres unmittelbar bemerkbar macht, kommt es nirgendwo zur Bildung zusammenhängender Pflanzendecken. Überall tritt hier der nackte Felskern zutage. Nur in geschützt gelegenen Felsen-

spalten und auf erdreichen Abhängen kämpft eine kümmerliche, unansehnliche Vegetation mit der rauhen, austrocknenden Kälte des hier vorherrschenden Nordwindes. Außerdem setzen die großen, bis tief in den Sommer hinein liegenden Schneeanfammlungen der Ausbreitung eines Pflanzenlebens enge Grenzen. Weit günstiger gestalten sich die Verhältnisse im Grundgebirge der Gebiete des Fjordinnern. Wohl macht sich auch hier eine nicht unbedeutende Kälteausstrahlung vom Landeis bemerkbar, auch sind heftige und kalte Stürme hier keine Seltenheit, doch bietet die geschützte Lage im Innern des Landes manche Vorteile, die gerade während des kurzen Sommers in erster Linie der Vegetation zugute kommen. Von großer Bedeutung ist das Fehlen der kalten Eisnebel, die im Sommer vom Eismeer über das Land wehen und oft tagelang die Gebiete an der Außenküste einhüllen können. Auch ist infolge des im Innern des Fjordes vorherrschenden Festlandklimas der Sommer von längerer Dauer als in den Gebieten an der Außenküste, dafür ist aber auch der Winter strenger, was jedoch der Pflanzenwelt wenig Schaden zufügen kann, da eine hohe Schneelage sie vor der schädlichen Einwirkung großer Temperaturschwankungen schützt. Diese günstigen Bedingungen im Innern des Scoresbysundes fördern in erster Linie die Bildung großer zusammenhängender Pflanzendecken. Solche bestehen in der Hauptsache aus Kriechweiden; man kann hier über armdicke Weidenstämme finden, die allerdings bei dem überaus langsamen Wachstum aller hochnordischen Pflanzen ein hohes Alter haben. Auch die Polarbirke und die verschiedenen Arten von Beerensträuchern, wie überhaupt die gesamte Vegetation, ist hier im Innern des Scoresbysundes, besonders in geschützten Tälern, üppiger und kräfti-

ger als an irgendeiner anderen Stelle der Ostküste Grönlands.

Die Pflanzenwelt des Jamesonlandes ist von der vorerwähnten völlig verschieden. Der lockere Sand- und Lehmboden fördert an genügend feuchten Stellen die Humusbildung, während andererseits das flache Land seiner Pflanzenwelt keinen Schutz vor den austrocknenden Stürmen zu bieten vermag. Ein typisches Vegetationsbild für das Jamesonland sind die großen, heidebewachsenen Flächen, die im Verhältnis zur Feuchtigkeit des Bodens üppig oder nur spärlich entwickelt sind. Ebenfalls typisch für dieses Land, besonders in der Nähe der Küste, sind die kleinen Moostundren. Diese bilden sich an Stellen, wo das Schmelzwasser nicht ablaufen kann, und bestehen in der Hauptsache aus Moos und Gräsern. Ihrer sauren Gräser wegen werden sie von den pflanzenfressenden Säugetieren gemieden, aber mit großer Vorliebe von allen Sumpf- und Strandvögeln während der Zugzeit besucht.

F a u n a

Weder der Scoresbysund selbst noch seine eisfreien Küstengebiete zeichnen sich durch besondere Reichhaltigkeit der Tierwelt aus. Wie überall in der Arktis ist die Fauna arm an Arten, bei einer verhältnismäßig großen Anzahl der Individuen; eine Folge der schwierigen Naturverhältnisse, die eine weitgehende Anpassung an das kalte Polar Klima und die kurze Nährzeit fordern. Von den Landsäugetieren leben am Scoresbysund neben dem Moschusochsen, Eisbären und Polarschaf zwei ausgeprägte hochnordische Nagetiere: der Halsbandlemming und der Eishase, außerdem Eisfuchs und Hermelin. Früher war auch das Rentier hier eine häufige



Der Verfasser



Der Hurry Inlet



Die Liverpoolküste

Erscheinung, wurde aber seit 1900 nicht mehr an der Ostküste Grönlands gesehen, allem Anschein nach ist es an die Westküste des Landes ausgewandert und hat dabei entweder den schwierigen Weg über das Inlandeis gewählt oder ist die Küste entlang nördlich um Grönland gezogen. Das einzige, was noch heute von dem einstmals häufigen Vorkommen des kleinen hochnordischen Renntieres an der Ostküste Grönlands zeugt, sind die von Wind und Wetter gebleichten Abwurfstangen, die überall im Lande umherliegen. — Die Robben sind im Scoresbysund durch das Walroß, die Sattel-, Bart- und Fjordrobbe vertreten. Welche Walarten sich während des kurzen Sommers vorübergehend im Fjord aufhalten, ist noch unbekannt. Der Narwal wird hier oft von den Eingeborenen gefangen, auch wurden große Bartenwale hier beobachtet. Zeitweise kann auch der gefürchtete Schwertwal in großen Schwärmen die Gewässer des Fjordes unsicher machen. Zur Zeit der großen Walfängerzüge im Nördlichen Eismeer im siebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert muß auch der Grönlandwal ein häufiger Gast im Scoresbysund gewesen sein, was die zahlreichen Knochenfunde an der Küste deutlich erkennen lassen.

Die Verbreitung der Landtiere ist eng mit der des Pflanzenwuchses im Lande verbunden. Der Eishase ist ein ausgeprägtes Hochlandstier; Moschusochse und Lemming bevorzugen dagegen die vegetationsreichen Niederungen, Täler und Hänge, weshalb auch ihre Feinde, Wolf, Fuchs und Hermelin, sich hier angesiedelt haben. Der Eisbär bringt den größten Teil des Jahres auf dem Fjordeis zu und stellt hier den Robben nach, nur im Herbst, zur Zeit der Beerenreife, geht er auch ins Land und lebt dann ausschließlich von den wohlschmeckenden Krähen- und Blaubeeren.

Von den Wasserfägern vermag nur die kleine Fjordrobbe das ganze Jahr hindurch im Scoresbysund zu leben dank ihrer einzigartigen Fertigkeit, Atemlöcher in die dicke Eisdecke zu machen und während des langen Winters offenzuhalten. Ihr Standquartier sind die kleinen Fjordarme im Innern des Scoresbysundes, wo sie gleichzeitig außerordentlich häufig auftritt.

Alle anderen Robben und die Wale haben ihren festen Aufenthalt im Treibeis des Nördlichen Eismeeres und kommen nur im Sommer nach dem Aufbrechen des Wintereises in den Fjord. Ihr Aufenthalt im Scoresbysund ist daher stets nur von kurzer Dauer.

Weit reichhaltiger als die Säugetiere sind die Vögel am Scoresbysund vertreten, doch haben sich nur wenige Arten so weit den schwierigen Naturverhältnissen angepasst, daß sie während des Winters im Lande verbleiben können. Diese sind das Schneehuhn, der Rabe und der Birkenzeisig. In guten Lemmingjahren kann auch die Schnee-Eule überwintern. Groß ist dagegen das Heer der Zugvögel, die alljährlich gegen Ende Mai und Anfang Juni von Süden und Osten her in den Fjord ziehen, um an dessen geschützt gelegenen Rändern während des kurzen Sommers der Brutpflege obzuliegen. Hier liegen die Brutplätze der Nonnen- und Kurzschabelgänse, nach denen man so lange vergebens gesucht hat. Im Innern des Landes haufen Schnee-Eule und der edle Jagdfalke und stellen dem Lemming nach, während Eiderenten, die anmutigen Eisenten, Strandläufer und Sumpfvögel den Strand der Fjordküste beleben. Unermeßlich und ohnegleichen ist der Reichtum an Altvögeln an der steilen Meeresküste der Fjordmündung. Zu Millionen brütet hier der kleine Krabbentaucher auf den schroffen Granitfelsen

der Liverpoolküste, und Gummien und Teiste und die zierliche Dreizehenmöwe leisten ihm dabei Gesellschaft.

Gerade dieses bunte Vogelleben ist es, das während des kurzen Sommers Leben in die sonst so öde hochnordische Landschaft bringt und einen Aufenthalt in diesem Teil Grönlands zu einem unvergeßlichen Erlebnis macht. Der Scoresbysund und seine Ränder bilden ein ausgeprägtes Dorado für die gesamte hochnordische Vogelwelt, die in der Mannigfaltigkeit ihrer Zusammensetzung hier ihren höchsten Punkt erreicht. Ein bedeutender Teil der alljährlich den europäischen Kontinent aufsuchenden Zugvögel stammt gerade von der Nordostküste Grönlands.

Auffallend artenarm ist das Insektenleben. Zwei Hummelarten leben hier und einige schön gefärbte Tagfalter, *Argynnis polaris* und *Colias hecla*, außer mehreren anderen Nachtfaltern noch ein zitronengelbes Ordensband und Spinnen.

Eine wahre Geißel des Landes bilden die Mücken — eine besondere hochnordische Stechmückenart — und die Schmeißfliegen. Alles, was ein Aufenthalt in der freien Natur bei gutem Wetter Schönes bieten kann, wird dem Menschen durch die Mückenschwärme verleidet, sie können den friedlichsten Menschen zur Raserei bringen; auf Schritt und Tritt ist man oft von diesen blutdürstigen Plagegeistern wie von einer großen Wolke umgeben. Selbst die abgehärteten Eingeborenen können sich ihrer auf der Jagd kaum erwehren.

Klima

Die große Kälte, die vom Treibeis führenden Ostgrönlandstrom ausstrahlt, muß sich in den klimatischen Verhältnissen des Scoresbysundes wie überhaupt an der ganzen Ostküste Grönlands auswirken. Sein kaltes Klima verdankt der

Scoresbysund aber nicht nur seiner geographischen Lage am Eismeer, sondern auch dem Umstande, daß die unteren Luftschichten ständig und unmittelbar in Berührung mit den ungeheuren Eismassen des Landes liegen.

In großen eisfreien Länderstrecken, wie zum Beispiel in dem Jamesonland, ist das Klima während der warmen Jahreszeit weit günstiger und beständiger als auf den eisbedeckten Inseln im Innern des Fjordes selbst.

Ein bedeutender Unterschied in den klimatischen Verhältnissen macht sich zwischen den dem Eismeer nächstgelegenen Ländern und dem Innern des Fjordes bemerkbar. Hier beginnt die eigentliche Schneeschmelze bereits im Mai, während die Gebiete an der Fjordmündung zu dieser Zeit noch unter tiefem Schnee begraben liegen. Daher ist auch die Vegetation im Innern des Fjordes infolge des längeren Sommers viel üppiger und weiter entwickelt.

Die bisher gemessene tiefste Temperatur am Scoresbysund ist $-46,8$ Grad Celsius und die höchste $+15,2$ Grad Celsius. Die Mitteltemperatur der kalten Jahreszeit November bis April liegt zwischen -17 Grad und $-25,5$ Grad Celsius. Von Mitte Mai an liegt die höchste Tagestemperatur über dem Gefrierpunkt.

Bevölkerung

Die Besiedlung des Scoresbysundgebietes ist nur wenige Jahre alt.

Auf Veranlassung der dänischen Regierung wurden im Jahre 1925 zehn Grönländerfamilien, insgesamt sechzig Eskimos, mit ihrem Hab und Gut nach dem Scoresbysund gebracht in der Absicht, sie hier sesshaft zu machen und

eine neue Siedlung zu gründen. Es waren reinblütige Eskimos von der damals einzigen ostgrönländischen Siedlung Ungmagssalik an der Südostküste Grönlands. Man glaubte, daß sich dieses unberührte Naturvolk, das wirklich erst kaum die Stufe des Steinzeitmenschen überschritten hatte, leichter den schwierigen Naturverhältnissen, wie sie am Scoresbysund herrschen, anpassen würde, als man es von der mehr gemischten und modernisierten Eskimobevölkerung der Westküste Grönlands erwarten konnte. Und darin hat man sich nicht getäuscht. In den wenigen Jahren ist die Anzahl der Bevölkerung auf hundertundacht gewachsen, dazu kommt eine inzwischen übergesiedelte Familie aus Westgrönland, so daß heute insgesamt hundertfünfzehn Menschen am Scoresbysund leben.

Die Gesundheits- und Ernährungsverhältnisse lassen nichts zu wünschen übrig. Bei ihrer großen Anspruchslosigkeit leben die Eskimos ein glückliches und zufriedenes Dasein. Ich selbst habe drei Jahre am Scoresbysund gelebt und dadurch den Beweis gebracht, daß die dortigen Naturverhältnisse auch einem gesunden Europäer unter normalen Bedingungen keinen Schaden tun können. Man gewöhnt sich schnell an das kalte, aber keineswegs ungesunde Klima und die vorwiegend animalische Ernährungsweise. Das einzige, was meinen Erfahrungen nach geeignet ist, ein vorübergehendes Unwohlsein zu bewirken, ist die durch die Kälte hervorgerufene große Trockenheit der Luft, die sich besonders nach anhaltenden Nord- und Nordoststürmen bemerkbar macht. Dieser Zustand läßt sich aber leicht durch fleißige Bewegung im Freien verhindern und überwinden. Eine Folge der Trockenheit der Luft ist es auch, daß Erkältungskrankheiten in diesem Klima zu den Seltenheiten gehören. Merkwürdigerweise

zeigt die gesamte Eskimobevölkerung Grönlands Anlage zur Tuberkulose.

Den Naturverhältnissen entsprechend sind die Eingeborenen am Scoresbysund ausschließlich Jäger und Sammler. Fischerei gibt es hier nicht. Den wichtigsten Jagderwerbszweig bildet die Robbenjagd. Sie liefert den Grönländern das tägliche Brot und Felle zur Kleidung als Schutz gegen die Kälte. Bären und Füchse werden hauptsächlich ihrer wertvollen Felle wegen gejagt, diese bilden gleichzeitig die wichtigste Handelsware. Sie werden an den Kolonieverwalter verkauft, der dann seinerseits europäische Nahrungsmittel und alles, was die Eingeborenen sonst in ihrem anspruchslosen Dasein benötigen, gegen die Felle eintauscht.

Bisher haben die Eskimos die Jagd nur in dem der Fjordmündung zunächst gelegenen Teil des Scoresbysundes ausgeübt; in das teilweise noch unerschlossene Innere hat ihr Wagemut sie noch nicht geführt.

Die Hauptfiedlung liegt an der Nordküste der Fjordmündung in der Rosenvingebucht. Sie besteht aus dem Verwalterhaus, einer kombinierten Kirche und Schule und einigen kleinen, aus Brettern errichteten Wohnhäusern. Hier wohnen der Verwalter, der Pastor, beide Westgrönländer, die Hebamme und zwei Jägerfamilien. Im Jahre 1927 wurde hier auch eine Radiostation in Verbindung mit einer seismographischen Anlage errichtet, die von einem dänischen Fachmann verwaltet wird. Der Rest der Bevölkerung hat sich auf drei kleinen sogenannten Fangplätzen niedergelassen. Davon liegt der eine auf Kap Tobin, unmittelbar in der Fjordmündung, der andere auf Kap Hope, an der Mündung des Hurray Inlet, und der dritte auf Kap Stewart, an der Ostküste des Jamesonlandes. Auf diesen Fangplätzen leben

je zwei oder drei Familien, teils in Erdwohnungen, teils in kleinen, aus Brettern errichteten Häusern, die nur einen Raum haben.

Der Eskimo stellt nur geringe Forderungen an die bequeme Einrichtung seiner Wohnstatt. Ein Ofen, in einigen Fällen ein Herd, und eine mit ungegerbten Fellen belegte Pritsche, das ist alles, was er verlangt. Nur in den Wohnungen wohlhabender Bärenjäger kann man eine Nähmaschine oder, als größten Luxus, sogar ein Grammophon finden.

Mehr Gewicht legt der Eskimo auf das Aussehen und die Anzahl seiner Schlittenhunde; sie sind das äußere Zeichen seines Wohlstandes, ganz abgesehen davon, daß er nur mit ihrer Hilfe die Jagd auf Großwild betreiben kann. Der Schlittenhund wird noch eingehender besprochen werden.

Die Kulturstufe des ostgrönländischen Eskimos tritt am deutlichsten in seiner Hygiene hervor. Zwischen ihren schlecht instandgehaltenen Häusern watet man buchstäblich in Speck, Kot und allen möglichen anderen Abfällen. Nicht einmal die Kadaver der verendeten Schlittenhunde entfernen sie aus der Nähe des Hauses. Die unausbleibliche Folge dieser groben Nachlässigkeit ist dann im Sommer ein widerlicher Geruch, der von den Düngerhaufen ausgeht, sich über den ganzen Wohnplatz breitet und die an sich schon so zahlreichen Schmeißfliegen in großen Schwärmen nach den Wohnungen lockt.

Die Verbindung mit dem Mutterlande, Dänemark, findet nur einmal im Jahre, in den ersten Tagen des August, statt, kurz nach dem Aufbrechen des Wintereises im Fjord, der Jahreszeit, in welcher der Scoresbysund vom Eismeer her überhaupt nur zugänglich ist. Die Schifffahrt zum Scoresby-

sund ist infolge der großen Treibeismengen, die ständig die Ostküste Grönlands belagern, eine der schwierigsten in ganz Grönland. Sie wird jährlich von einem der besten jetzt existierenden Eisfahrzeuge, dem Dreimaster S. S. Gustav Holm, nach dem berühmten dänischen Ostgrönlandforscher Kommandeur Gustav Holm benannt, ausgeführt. Mit dem Schiff erhält die Siedlung jedesmal eine neue Sendung europäischer Nahrungsmittel, Kohlen, Kleidungsstücke und verschiedene Gebrauchsgegenstände, in der Hauptsache Dinge, die die Eingeborenen zur Ausübung der Jagd benötigen. Als Gegenleistung wird dann das eingehandelte Pelzwerk mit dem Schiff nach Europa gesandt. Je nach der Größe der Ladung liegt das Schiff vier bis sechs Tage an der Hauptsiedlung der Rosenvingebucht vor Anker.

G e s c h i c h t l i c h e s

Die jetzige Eskimosiedlung am Scoresbysund ist nicht die erste. Überall an dazu geeigneten Stellen an der Fjordküste, sowohl in den innersten Verzweigungen des Scoresbysundes als auch in der Nähe der Fjordmündung, ja sogar auf der kalten, sturmtobten Küste des Eismeeres findet der aufmerksame Beobachter kleine, in die Erde gegrabene und roh aus Steinen zusammengefügte Anlagen, zu denen ein zwei bis drei Meter langer unterirdischer Gang führt: die primitiven Erdwohnungen der nomadisierenden Vorfahren unserer heutigen Eskimos. In der Regel handelt es sich um kleinere Siedlungen von fünf bis sechs dicht nebeneinander liegenden Erdwohnungen, die dem Anschein nach längere Zeit hindurch bewohnt gewesen sind. In ihrer Nähe liegen die ebenfalls aus Steinen aufgebauten Vorratskammern, sogenannte Fleischgruben, in denen das erlegte Wild, in der Hauptsache

Robben, und das Fleisch getöteter und zerlegter Wale aufbewahrt wurde. Diese Fleischgruben liegen, auch, unabhängig von den Siedlungen, an vorspringenden Punkten der Küste, eben dort, wo die weit umherstreifenden Jäger irgendein Stück Großwild erlegt hatten, das sich nicht nach der Siedlung transportieren ließ.

Auch ihre Toten bestatteten die Eskimos in kleinen Steinhügeln in der Nähe der Siedlungen. Die oft verhältnismäßig große Zahl von Gräbern zeigt deutlich, daß die Siedlungen längere Zeit hindurch bewohnt gewesen sind.

Während des Sommers lebten die Eskimos in Zelten aus zusammengenähten Robbenfellen, die über ein Holzgerüst gezogen und unten mit Steinen beschwert wurden. Diese Steinringe, sogenannte Zeltringe, haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten und sind eine häufige Erscheinung an der Fjordküste des Scoresbysundes.

Jetzt sind die meisten Erdwohnungen verfallen und zerstört und stellen nur noch Reste und Trümmer dar. Dagegen haben sich die Gräber und die Fleischgruben unverfehrt erhalten. In den Gräbern kann man noch vollständige und gut erhaltene Skelette finden.

Unwillkürlich drängen sich die Fragen auf: Wer waren die Erbauer dieser Anlagen, woher sind sie gekommen, und wohin sind sie gewandert?

Die Geschichte der grönländischen Eskimos weiß nichts darüber zu berichten. Als Scoresby im Jahre 1822 zum erstenmal die Nordostküste Grönlands betrat und unter anderem auch den Scoresbysund anlief, fand er hier schon an verschiedenen Stellen die Hinterlassenschaften einer früheren Eskimosiedlung, und zwar in derselben Form, wie sie noch heute existieren. Einige Erdwohnungen kamen ihm jedoch

so neu vor, daß es ihm schien, als ob ihre Bewohner sie erst vor kurzem verlassen hätten; nirgendwo begegnete er aber lebenden Eskimos. Das einzige Mal, wo Eskimos an der Nordostküste Grönlands gesehen wurden, war im Jahre 1823, als der englische Kapitän Clavering auf der nach ihm benannten Claveringinsel auf dem 74. nördlichen Breitengrad landete. Er traf hier eine aus zwölf Personen bestehende Familie, die auf der Südspitze der Insel ihr Zeltlager aufgeschlagen hatte. In der ersten Überraschung, die das plötzliche Erscheinen Claverings mit seinen Leuten bewirkte, flohen die Eingeborenen in die Berge. Bald aber kamen zwei von ihnen zurück und schließlich die ganze Familie. Clavering hielt sich zwei Tage unter den Eskimos auf; da er sich aber nicht mit ihnen verständigen konnte, erhielt er keine Aufklärung darüber, woher sie gekommen waren und ob sich noch andere Eskimos an der Nordostküste Grönlands aufhielten. Als dann später, im Jahre 1870, die Teilnehmer an der zweiten deutschen Nordpolfahrt unter der Leitung des Kapitäns Kolbewey die Insel wieder besuchten, konnten sie sowohl hier als auch an anderen Stellen auf der von ihnen bereisten Ostküste Grönlands nur noch das ehemalige Vorhandensein von Eingeborenen feststellen; kein lebender Eskimo wurde von ihnen gesehen. Dasselbe war auch dann der Fall, als eine dänische Expedition in den Jahren 1890-91 im Innern des Scoresbysundes überwinterte.

Nach den besonders am Scoresbysund vorgenommenen Ausgrabungen der Erdwohnungen und den darin vorgefundenen Jagd- und Fanggeräten und anderen Gebrauchsgegenständen zu schließen, haben die Eskimos damals ein vollständig von der Umwelt abgesondertes Dasein geführt. Es waren typische Steinzeitmenschen, die sich noch so spät,

wie zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, als Clavering die letzten von ihnen sah, der primitivsten, aber sinnerreich aus Holz und Steinen hergerichteten Jagd- und Fanggeräte bedienten. Zweifellos haben diese Menschen, primitiv ausgerüstet, wie sie waren, ihr ganzes Leben hindurch in ununterbrochenem Kampf mit den unbezwingbaren Elementen gelegen. Die Fachethnologen sind nach den nun in großem Umfang vorgenommenen Untersuchungen der Ansicht, daß die ehemalige Eskimobevölkerung am Scoresbysund aller Wahrscheinlichkeit nach aus Nordwestamerika stammt — Point-Barrow-Eskimos — und über die Nordküste Grönlands eingewandert ist. Wann dieses vorgegangen ist, läßt sich heute nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Völlig hilflos steht man dagegen dem spurlosen Verschwinden dieses keineswegs geringen Eskimostammes gegenüber. Der Umstand, daß man in den verfallenen Erdwohnungen niemals Skelette gefunden hat, deutet darauf hin, daß ihre Bewohner nicht ausgestorben sein können — jedenfalls nicht auf dieser Stelle —, weder durch Hungersnot noch durch Krankheit. Sie müssen wieder ausgewandert sein, aber wohin? In der großen Eskimosiedlung Ungmagsalik auf der Südostküste Grönlands sind sie unbekannt, dort hat man niemals etwas von ihnen gehört. Wenn diese Behauptung der Eingeborenen stimmt, können sie also nicht nach Süden gewandert sein. Es bleibt dann nur noch der Weg nach Norden, um die Nordküste Grönlands, übrig. Auch dieser ungewein schwierig zugängliche Teil Grönlands ist im Laufe der letzten Jahrzehnte unter großen Opfern an Menschenleben bereist und untersucht worden, aber auch hier dieselbe Erscheinung: Spuren und Hinterlassenschaften ehemaliger Eskimosiedlungen unbestimmbaren Alters — — —

Estimoisches Reiseleben

Der Hundeschlitten

Wenn ich eine allgemeine Betrachtung über eskimoisches Reiseleben meinen eigenen Erlebnissen vorausschicke, geschieht dies aus dem Bestreben heraus, den Leser zunächst mit der Reisetchnik der Eingeborenen bekannt zu machen, denn nur der fremde Reisende, der es versteht, sich dem Leben der Eingeborenen anzupassen und sich ihre Erfahrungen im Kampf mit den schwierigen Naturverhältnissen zunutze zu machen, kann damit rechnen, Erfolge auf seinen Reisen zu erzielen. Zwar hat die moderne Technik auch auf diesem Gebiet versucht, sich unabhängig zu machen; mit Autos, Traktoren und Motorschlitten hat man versucht, sich durch die mächtigen Schnee- und Eismüsten des hohen Nordens einen Weg zu bahnen, aber selten nur führte er zum Ziel, trotz zahlreicher Verluste an Menschenleben. Das einzige zuverlässige Beförderungsmittel im hohen Norden ist und bleibt daher der primitive eskimoische Hundeschlitten unter der Leitung eines erfahrenen Eingeborenen. Wir brauchen nur einen Blick auf die Erforschung Nordgrönlands zu werfen, um die Bedeutung des eskimoischen Hundeschlittens als Beförderungsmittel der Arktis zu erkennen. Die weltberühmten dänischen Polarforscher Knud Rasmussen und Lauge Koch, die diese bewundernswürdige Arbeit ausführten, bedienten sich auf ihren langen, gefährvollen Reisen ausschließlich des Hundeschlittens.

Die Bevölkerung Ostgrönlands kennt nur zwei Beförderungsmittel, deren sie sich auf ihren Reisen bedient, den Hundeschlitten und das Umiak, ein Boot aus Seehundsfellen;

der *Rajak*, ein ursprünglich eskimoisches Fahrzeug, wird hauptsächlich nur bei der Ausübung der Robbenjagd benutzt. In Nordostgrönland am Scoresbysund kommt infolge der langen Dauer des Wintereises nur der Hundeschlitten als Beförderungsmittel auf längeren Reisen in Betracht.

Der Hundeschlitten, wie er heute in Ostgrönland gebraucht wird, hat sich nur wenig von seiner ursprünglichen Bauart entfernt.

Die von der Kultur noch unberührten Eskimos bauten ihre Schlitten aus Treibholz, mitunter auch aus Wal-knochen, mit Schienen aus Narwal- oder Walroßzahn. Mit Ausnahme der Schienen, die mit Zahnstücken festgenietet waren, wurden alle Teile mit Riemen, die aus Robbenfell geschnitten waren, zusammengebunden. Gerade dies ist es, was dem eskimoischen Hundeschlitten seine einzigartige Haltbarkeit verleiht und ihn dazu geeignet macht, mit ihm in dem unwegsamsten Schraubeis fahren zu können.

Heute braucht der Eskimo nicht mehr nach Treibholz, das sich zum Bau eines Schlittens eignet, zu suchen; das dazu Notwendige kann er in der Handelsstation kaufen. Die Schienen aus dem kostbaren Narwal- und Walroßzahn werden durch solche aus dünnem Eisenband ersetzt, die dieselben Dienste tun und außerdem den Vorteil haben, daß sie den Schlitten leichter machen.

Sonst aber ist der Schlitten des heutigen ostgrön-ländischen Eskimos derselbe, wie er früher war; er ist und bleibt eben das Ergebnis jahrhundertelanger Erfahrungen und wird sich daher, solange noch ein Eskimo den hohen Norden bewohnt, nicht mit einem modernen Beförderungsmittel vertauschen lassen.

998.2

N30

Der Schlittenhund

Das eskimoische Zugtier ist der Hund, der einzige und treue Begleiter des hochnordischen Menschen. Andere Polarvölker, namentlich die asiatischen, bedienen sich auch des Renntieres als Zugtier. Dieses ist aber nur möglich in großen Sundragebieten und dort, wo man vorzugsweise im Lande reist. In Nordgrönland, wo sich alles Reiseleben auf dem Meer- und Fjordeis abspielt, eignet sich das Renntier, ein ausgesprochener Pflanzenfresser, als Zugtier nicht; hier kann sich nur der Hund behaupten.

Die Unentbehrlichkeit des Polarhundes als Begleiter des hochnordischen Menschen liegt in seiner weitgehenden Anpassung an die kalten klimatischen Verhältnisse der hier in Frage kommenden Länder, seiner großen Ausdauer als Zugtier und in den geringen Anforderungen, die er an seine Ernährungsweise stellt, dann auch als Gehilfe auf der Jagd. Ohne den Hund wären die Länder um den Nordpol auf die Dauer unbewohnbar, und dieser Teil der Erde wäre noch heute größtenteils ein unerschlossenes Gebiet. Gerade die Polarforschung hat diesem kleinen genügsamen Tier ihre größten Erfolge zu verdanken. Selbst heute, wo man mit Flugzeugen und Luftschiffen die Polgebiete zu erforschen sucht, ist in Fällen der Not, wo die moderne Technik versagt, der Schlittenhund die einzige sichere Hilfe.

Aber auch abgesehen von seiner Bedeutung als Zugtier ist der eskimoische Schlittenhund ein hochinteressantes Tier, da er nämlich nach neueren Forschungen als Stammvater aller unserer heutigen Hunderassen erkannt wurde. Seine wissenschaftliche Bezeichnung ist *Canis familiaris Inostranzewi*, welches die bis jetzt bekannte älteste Hunderasse dar-

stellt. Sicher ist, daß der Eskimohund dem Wolf am nächsten steht — keine andere Hunderrasse hat so große Zähne wie der Polarhund —, daher wird er auch von einigen Forschern als Wolfsbastard, von anderen sogar als direkt vom Wolf abstammend betrachtet. Das Interessanteste an diesem Hund ist aber, daß er bereits als Begleiter des Steinzeitmenschen auftrat. Die ältesten Funde, die wir vom Vorkommen des Hundes überhaupt haben, stammen von Tieren, die dem jetzigen Eskimohund näher stehen als irgendeine der anderen heute lebenden Hunderrassen.

An der isolierten Ostküste Grönlands scheint sich eine besondere Schlittenhunderrasse gebildet zu haben, die aller Wahrscheinlichkeit nach den ursprünglichen und sich reinblütig erhaltenen Eskimohund darstellt. Leider haben aber diese Tiere infolge des Gefährtwerdens der sonst ständig wandernden Eskimos stark unter langgehegter Inzucht gelitten und sind heute in vielen Fällen merklich degeneriert. Es sind verhältnismäßig kleine Tiere, von der Größe eines gewöhnlichen Spizes, aber kräftiger gebaut. Die Farbe des langen, weichen Haarkleides ist vorwiegend weiß, mitunter kommen auch schwarz- oder braungefleckte Hunde vor. In ihrem Wesen gleichen sie dem Wolf: bissig, heimtückisch, lauernd, stets zum Überfall bereit. Den Fremden betrachten sie mit stechenden, frechen Blicken, Anhänglichkeit oder dergleichen ist bei ihnen unbekannt; es würde auch wenig mit ihrer Lebensweise übereinstimmen. Das einzige, was sie respektieren, ist die Peitsche, deswegen brauchen sie jedoch einer guten Behandlung gegenüber nicht unempfindlich zu sein. Absolute Strenge ist aber notwendig, wenn man mit ihnen etwas ausrichten will. Jedes Gespann hält sich für sich und wählt selbst einen Führer, der in allem tonangebend ist. Auf Reisen

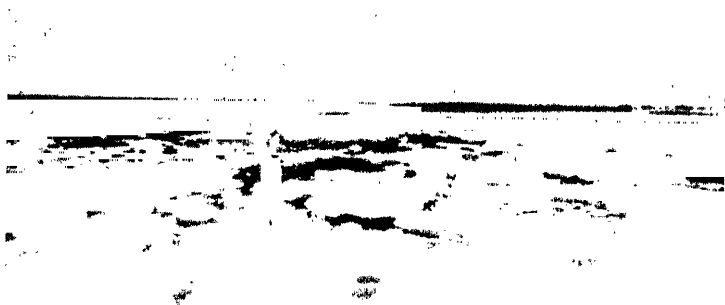
habe ich oft beobachtet, daß Hunde, die sich irgend etwas zuschulden kommen ließen, Unordnung in das Gespann brachten oder ihrer Pflicht als Zugtiere nicht Genüge leisteten, auf der Stelle von dem Führerhund bestraft wurden, indem dieser sie einfach überfiel und in den Nacken biß, oft genügte ein drohendes Knurren, um sie an ihre Pflicht zu erinnern. Daher muß der Eskimo den Führerhund seines Gespannes respektieren, wenn er wünscht, daß auch die anderen Hunde ihm gehorchen sollen. — Ein vollständiges und gutes Reisehundegespann besteht aus acht bis zehn Hunden im Alter von zwei bis vier Jahren.

Als Jagdgehilfe kommt der Schlittenhund nur auf der Eisbärenjagd in Frage. Es gehört zu seinen Pflichten, den Bären an der Flucht zu hindern und ihn so lange aufzuhalten, bis der Jäger auf Schußnähe herangekommen ist. Die Eskimos unterscheiden gute und schlechte Bärenhunde. In jedem Gespann befinden sich gewöhnlich einige gute Bärenhunde. Ihre wichtigste Aufgabe besteht darin, beim ersten Auftauchen des Wildes unverzüglich die Verfolgung aufzunehmen und dadurch auch die anderen Hunde zu beschleunigterem Tempo anzuregen. An dem Eifer und der Ausdauer, womit sie die Verfolgung eines Bären aufnehmen, zeigt sich die Qualität der Bärenhunde. Gewöhnlich befreit der Eskimo schon im Anfang der Jagd die besten Hunde vom Schlitten, damit sie den Bären stellen können, und folgt dann mit den übrigen in der Fährte. Ein guter Bärenhund muß allein einen Bären stellen können.

Mit einem ganzen Gespann guter Bärenhunde zu fahren, ist im Falle einer Jagd wahrlich kein Vergnügen. Eine frische Bärenfährte genügt, um die Tiere aus der Fassung zu bringen; Peitsche und Zurufe sind dann vergebens, und man



Gletscher an der Liverpoolküste



Moostundra im Jamesonland



Die Giorbflüße

hat genug damit zu tun, sich auf dem Schlitten festzuhalten. Nirgends deutlicher als in dieser zügellosen Jagdleidenschaft zeigt sich die Wolfsnatur dieser halbwildten Hunde.

Reiselen

Am Scoresbysund beginnt die Zeit der großen Schlittenreisen im März und dauert bis Ende Juni. Jeder selbständige Eskimo, der über einen Schlitten und eine Koppel Hunde verfügt, benützt diese drei bis vier Monate, um auf langen Reisen in den Besitz der zum Unterhalt seiner Familie notwendigen Felle zu kommen. Die Eisbärenjagd spielt dabei die Hauptrolle; neben einem guten Gewinn, den die Bärenfelle den Eingeborenen bringen, bildet diese Jagd gleichzeitig das größte Vergnügen dieser eingefleischten Jäger. Schon während der Dunkelzeit werden diese Jagdreisen geplant und gegenseitige Vereinbarungen getroffen. Sehr selten reist ein Eskimo allein, er müßte denn einen ganz besonderen Grund dazu haben. Gewöhnlich tun sich zwei oder drei Jäger zusammen und treffen besondere Vereinbarungen über die Verteilung der Beute. Gegenseitige Hilfe auf der Jagd, bis zur eigenen Lebensgefahr, ist eine Selbstverständlichkeit bei diesen Naturmenschen und absolut notwendig in ihrem ständigen Kampf mit den Elementen.

Die Ausrüstung auf derartigen langen Jagdreisen ist die denkbar einfachste. Es gilt, den Schlitten möglichst leicht zu machen, um schnell und ungehindert fahren zu können. Die Anspruchslosigkeit der Eskimos auf ihren Jagdreisen ist beispiellos. Ich habe Männer getroffen, die ohne jede Ausrüstung, nur mit ihren Hunden und den Schlitten, wochenlang in der menschenleeren gefährvollen Wildnis jagten. Auf längeren Schlittenreisen ist ein Schlaffack aus Renttier- oder

Eisbärfellen unentbehrlich. Dazu kommt ein Zelt. Die schweren, aus Robbenfellen zusammengenähten Eskimozelte lassen sich nicht auf einem Schlitten transportieren. An ihre Stelle sind importierte leichte Stoffzelte getreten, die aber noch als Luxus betrachtet werden, den sich nur die wohlhabenden Jäger leisten können. Ein Bärenfell dient in der Regel als Unterlage im Zelt oder bei einer Übernachtung im Freien.

Von einem Reiseproviant im eigentlichen Sinn kann hier nicht die Rede sein. Im günstigsten Fall nimmt der Eskimo außer dem niemals fehlenden Tabak etwas Tee und Zucker mit auf die Reise und lebt sonst ausschließlich von dem, was die Jagd ihm bringt: Robben- und Bärenfleisch, das mit Vorliebe in rohem, gefrorenem Zustande genossen wird. Nur diese primitive, ganz den Verhältnissen des Landes angepasste Ernährungsweise macht es den Eingeborenen möglich, sich fern der Siedlungen wochen- und monate-, ja selbst jahrelang in der weg- und steglosen Wildnis aufzuhalten. Genau so reisten ihre Vorfahren mit Frauen und Kindern den langen Weg nördlich um Grönland, ohne jemals mit anderen, bequemeren Verhältnissen in Verbindung zu kommen. Auch der fremde Reisende muß sich in erster Linie dieser primitiven, ausschließlich animalischen Ernährungsweise anpassen, wenn er beabsichtigt, auf langen Schlittenreisen die großen menschenleeren Einöden zu durchstreifen und kennenzulernen. Eine größere Aufstapelung europäischer Nahrungsmittel würde der großen Transportschwierigkeiten wegen jede längere Reise unmöglich machen.

Von großer Wichtigkeit ist alsdann die Beschaffung des notwendigen Hundefutters. So genügsam die Schlittenhunde auch sind, bedürfen sie doch, um auf längeren Reisen

dauernd leistungsfähig zu sein, einer regelmäßigen Fütterung. Das Gelingen einer Reise hängt nun einmal von dem Befinden und der Leistungsfähigkeit der Schlittenhunde ab. Reist der Eskimo in Gegenden, wo vorübergehend oder überhaupt schlechte Jagdverhältnisse herrschen, hilft er sich in der Regel durch vorherige Anlage sogenannter Fleischdepots unter einem soliden Aufbau von schweren Steinen, auch werden derartige Depots während der Ausreise angelegt, um sie im Fall schlechter Jagd auf der Rückreise benutzen zu können. Die Eskimos respektieren gegenseitig diese Vorratskammern, und nur im Fall größter Not ist es erlaubt, aus einem fremden Depot das Notwendigste zu nehmen.

Gewöhnlich sind die Eskimos auf der Jagd mit einem Militärkarabiner, den sie für wenig Geld beim Kolonieverwalter kaufen können, ausgerüstet. Sie sind durchweg ausgezeichnete Schützen, obwohl noch viele der heute lebenden älteren Eskimos in ihrer Jugend nur die Harpune und Pfeil und Bogen kannten. Gänzlich verdrängt ist die eskimoische Haupt- und Jagdwaffe, die Harpune, aber doch nicht; beim Robben- und Walfang im offenen Wasser ist sie auch heute noch unentbehrlich. Auch werden vielfach noch kleine Vogelharpunen bei der Jagd auf Wasserwild benutzt.

Zahlreichen und großen Gefahren sind die Eskimos auf ihren langen Jagdreisen in der Wildnis ausgesetzt. Die Jagd an und für sich ist weniger gefährlich. Die einzigen Jagdunfälle, die noch heute vorkommen, geschehen auf der Walroßjagd, die vom Kajak aus im offenen Wasser ausgeführt wird. Früher, als der primitiv ausgerüstete Jäger dem Eisbären mit der Lanze auf den Leib rückte, war auch die Bärenjagd ein gefährliches Unternehmen, das hat sich aber seit Einführung der Schußwaffe gänzlich geändert. —

Unders die klimatischen Verhältnisse; ihnen steht der Eingeborene wie der fremde Reisende hilflos gegenüber, besonders sind es die ungeheuren Schneestürme, die plötzlich auftreten und mehrere Tage hindurch anhalten können.

Von einem solchen ostgrönländischen Schneesturm macht sich der Europäer keinen Begriff. Plötzlich fährt ein harter Windstoß über die endlose Fläche. Schnell folgen Stoß auf Stoß und wirbeln den losen Schnee auf. Die Gegend ist plötzlich wie verändert. Himmel, Land und Eis sind ein einziges flimmerndes Weiß, in dem es kein Nah und kein Fern gibt. Der Schnee wächst unter den Füßen, wie von Zauberhand gehoben. Oft ist es unmöglich, sich aufrecht zu halten, man muß liegend oder in gebückter Stellung die augenblickliche Gewalt des Sturmes über sich ergehen lassen. An eine Fortsetzung der Reise ist dann nicht mehr zu denken. Die Hunde graben sich gleich beim Anfang des Sturmwetters in den Schnee ein und sind wenige Minuten später von der Oberfläche verschwunden. Auch für den Eskimo gibt es dann keine andere Rettung, als sich einschneien zu lassen. Er kriecht in den Schlaffack, zieht das ausgebreitete Zelt über sich und wartet in dieser keineswegs beneidenswerten Lage, bis sich der Sturm gelegt hat, was nicht selten mehrere Tage dauern kann. Warme Pelzkleidung schützt ihn gegen die beißende Kälte. Aber trotz seiner weitgehenden Anpassung an das kalte Klima seines Landes ist in solchen Fällen auch für ihn die Gefahr, zu erfrieren, nicht gering. — Die Kunst, Schneehütten zu bauen, wie man sie vielfach bei den kanadischen Eskimostämmen findet, ist den ostgrönländischen Eskimos fremd.

Nicht allein die gefürchteten Schneestürme, auch das Überfahren von Gletschern, in denen breite und tiefe Spalten

unter einer dünnen Schneedecke verborgen liegen, plötzlich aufbrechendes Fjord- und Meereis, tiefer loser Schnee, Hunger und Ermüdung sind die Gefahren, die in der hoch-nordischen Wildnis auf den reisenden Eskimo lauern.

Meine erste Schlittenreise

Nurz vor meiner Abreise von Kopenhagen erhielt ich den Auftrag, es während der Überwinterung — am besten auf einer Schlittenreise — zu versuchen, nach dem auf Kap Dalton gelegenen Depot vorzudringen. Man wünschte Näheres darüber zu erfahren, in welchem Zustand sich dieses Depot befand, von dem man achtundzwanzig Jahre nichts gehört hatte.

Das Depot wurde von einer dänischen Expedition im Jahr 1900 errichtet. Die Aufgabe der Expedition war eine Untersuchung der Ostküste Grönlands vom Scoresbysund bis Ungmagssalik, welcher Teil der Küste damals noch gänzlich unbekannt war. Da man mit einer Überwinterung rechnen mußte, wurde etwa hundertfünfzig Kilometer südlich vom Scoresbysund auf einem vorspringenden Punkt der Küste, dem man den Namen Kap Dalton gab, ein Überwinterungshaus gebaut und darin Ausrüstung und Proviant für vier Mann untergebracht. Die Expedition, eine der bedeutendsten, die an der Erforschung Ostgrönlands mitgewirkt hat, hatte das Glück, ihre Forschungsarbeit bereits im Laufe des Sommers und Herbstes auszuführen. In achtundvierzig Tagen legten die Teilnehmer unter der Leitung des jetzigen Admirals Amdrup die gewaltige Strecke von Kap Dalton bis Ungmagssalik im offenen Ruderboot zurück — ein bisher

unübertroffener Rekord in der Polarforschung. Das Überwinterungshaus auf Kap Dalton hatte sich demnach erübrigt. Nur wenige Tage hatte es den Teilnehmern der Expedition als Wohnstätte gedient, um dann mit seinem Proviant und der vollständigen Ausrüstung hinterlassen zu werden.

Seit 1900 sind sowohl von dänischer wie von norwegischer Seite verschiedene Versuche gemacht worden, Kap Dalton wieder zu erreichen, namentlich im Sommer 1924, wo zwei Polarexpeditionen, eine norwegische und eine dänische, es versuchten, da man mit der Möglichkeit rechnete, daß die Schiffbrüchigen des norwegischen Polarschiffes „Anni“, das im Winter zuvor mit einer Besatzung von achtundzwanzig Mann spurlos an der Ostküste Grönlands verschwunden war, sich hierher gerettet hatten. Über alle Versuche mißglückten; es war unmöglich, die Fahrzeuge durch das schwere Packeis, das beständig die Ostküste Grönlands belagert, hindurchzuzwängen; man lief große Gefahr, sich einem erneuten Schiffbruch auszuliefern.

■ Reisevorbereitungen — Der Start

Als die Eingeborenen von meiner Absicht hörten, das Depot auf Kap Dalton zu besuchen, erfuhr ich, daß auch sie im April vorigen Jahres bereits zwei Versuche gemacht hatten, die aber ebenfalls an den schwierigen Eisverhältnissen gescheitert waren. Sie standen daher allen meinen Plänen und Vorbereitungen, die diese Reise betrafen, skeptisch gegenüber und rieten mir fast einstimmig davon ab, diese anzutreten. Während eines Aufenthaltes an der Liverpoolküste hatten wir uns eingehend mit dem Studium

der Eisverhältnisse an der Außenküste befaßt, und ich war zu dem Resultat gekommen, daß sich die Reise gut ausführen ließ, wenn kein Sturm den Eisgürtel an der Außenküste wieder aufriß; es war nur wichtig, so früh wie eben möglich zu starten, am besten bereits Ende Februar, da man sich später nicht mehr auf das Wetter verlassen konnte.

Die Werbung von wenigstens einem Eingeborenen, außer Karl *, war die größte Schwierigkeit unter den Reisevorberreitungen. Allein mit Karl, dem einzigen, der mir nicht von der Reise abgeraten hatte, konnte ich unmöglich reisen. Wir brauchten mindestens noch einen Schlitten mit einem guten Hundegespann, um den Rest des Proviantes und der Ausrüstung unterzubringen. Nach langem Hin- und Herreden erklärte sich dann schließlich Josva, ein reinblütiger Eskimo, dazu bereit, uns zu begleiten; ihn lockte hauptsächlich die Aussicht auf zahlreiche Bärenjagden. Zu meiner nicht geringen Überraschung meldete sich am letzten Tag noch ein zweiter Eskimo, ein ganz junger Bursche namens Emil Urqe, der trotz seiner zweiundzwanzig Jahre schon als einer der besten Bärenjäger bekannt war und über ein ganz ausgezeichnetes Hundegespann verfügte. Er wollte gern einmal eine größere Reise mitmachen, war seine kurze Begründung, aber ohne Zweifel lockte auch ihn die Aussicht auf Jagdabenteuer. Es war ein tollkühner Bursche, dessen unerforschener Mut ihn überall beliebt gemacht hatte. Acht Tage nach unserer Heimkehr wurde er in halberfrorenem Zustand auf dem Fjordeis gefunden; er hatte sich des größten Teiles seiner Kleidung entledigt, um leichter einen flüchtenden Bären einholen zu können, dabei aber hatte ihn die

* Karl Mathiesen, Nordwestgrönländer, einer der besten Schlittenkutscher, den ich als ständigen Begleiter engagiert hatte.

Kälte übermannt. Einen Monat später ereilte ihn sein Schicksal: auf einer Klettertour in den Vogelbergen der Liverpoolküste verfang sich der Hahn seiner geladenen Büchse in einer Schlingpflanze, und die Kugel ging ihm durch den Hals. Seine Kameraden fanden ihn später auf einem fast unzugänglichen Felsenvorsprung liegen.

Unsere Ausrüstung bestand nur aus dem Allernotwendigsten, der Proviant hauptsächlich aus Pemmikan*, der aber nur für die Fälle bestimmt war, wo die Jagd fehlschlug. Zur Beschaffung des notwendigen Hundefutters rechneten wir damit, eine Anzahl Bären erlegen zu können, und falls die Bärenjagd erfolglos sein sollte, bestand immer noch die Möglichkeit, unseren Bedarf an Hundefutter auf der Robbenjagd im offenen Wasser an der Küste zu decken.

Ende Februar war alles reisefertig, aber ein plötzlich eintretender stiller Schneefall mit darauffolgendem Schneegestöber hielt uns noch bis in den März hinein auf, und endlich am 11. März, morgens zehn Uhr, standen wir reisefertig vor dem flaggengeschmückten Verwalterhaus. Alles, was nur eben auf den Beinen stehen konnte, hatte sich hier eingefunden, und sechs Eskimos standen mit ihren Schlitten und Hunden bereit, uns zu begleiten. Ein alter Eskimo kam zu mir und legte mir eindringlich ans Herz, die größte Vorsicht beim Passieren von Gletschern zu beachten; hier lauerten mancherlei Gefahren; besonders warnte er uns vor den tückischen Spalten im Gletschereis, die unter einer dünnen Schneedecke verborgen lägen. Wenn wir spätestens Ende April nicht zurück wären, wolle er dafür sorgen, daß

* Pemmikan, ein Konservenproviant, der alle für den Menschen notwendigen Nährstoffe in stark konzentrierter Form enthält und speziell für arktische Reisen hergestellt wird.

Die Hauptfledung in der Rosenvinge-Bucht





Sommerlager der Estimos in Angmagssalik

unverzüglich eine Hilfsexpedition nach uns ausgesandt würde. Ich dankte ihm für seine Fürsorge und versicherte ihm, daß alles wohl vorbereitet sei. Noch ein kurzer Abschied, dann warf sich Karl als erster auf seinen Schlitten, schwang die Peitsche über seinen prachtvollen Hunden — wohl das beste Gespann, das jemals die Ostküste Grönlands gesehen hat —, und mit lautem Gebell sprangen die starken Tiere mit dem hochbepackten Schlitten davon. Dieses war das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch; es wäre auch ganz unmöglich gewesen, die anderen Hunde länger zurückzuhalten. Jeder wollte nun mit seinem Schlitten der erste sein, und die unausbleibliche Folge war ein großes Durcheinander von Hunden, Schlitten und Menschen auf dem Platz vor dem Verwalterhaus. Aber bald lösten sich einzelne Schlitten aus dem Wirrwarr, und einer nach dem anderen glitt unter den Zurufen der Frauen und Kinder auf das Fjordeis hinaus. Eine Gewehrsalve krachte, und wenige Minuten später konnte man die zehn Schlitten wie eine lange Schlangenlinie auf dem Fjordeis sich fortbewegen sehen.

Bärenjagden auf dem Fjordeis — Wir übernachten im tiefen Schnee

Wir fuhren zunächst nach Kap Hope, wo Josva und Emil wohnten, und da es bereits spät geworden war, nahmen wir die Einladung Josvas an, in seiner Hütte zu übernachten. Vier von unseren Begleitern kehrten aber noch vor Einbruch der Dunkelheit wieder nach der Ansiedlung zurück.

Am folgenden Morgen konnten wir bei herrlichstem Sonnenschein die Reise fortsetzen. Zwei Eskimos, die auf einer kleinen Ansiedlung im Jamesonland wohnten und nun am Eisrand auf Bären jagen wollten, begleiteten uns. Mit den frischen, ausgeruhten Hunden kamen wir schnell vorwärts und erreichten schon kurz nach Mittag den Rand des festen Winterettes. Unsere beiden Begleiter standen aufrecht auf ihren leeren Schlitten, um leichter die Eisfläche nach Bären absuchen zu können. Plötzlich stieß Ole, der ältere der beiden, einen kurzen Ruf aus und hob gleichzeitig beide Arme in die Höhe — das Zeichen, daß er einen gesehen hatte. Bei den ostgrönländischen Eskimos besteht noch heute der eigenartige Brauch, daß derjenige, der zuerst den Bären sieht, auch Eigentümer des Bärenfelles ist, gleichgültig, ob er selbst oder ein anderer das Tier erlegt. Dagegen kann derjenige, der einen Bären tötet, den ein anderer bereits vor ihm gesehen hat, nur Anspruch auf einen Teil des Fleisches erheben. Dies zeigt deutlich, wie leicht es ist, einen Eisbären zu erlegen, wenn man ihn erst entdeckt hat.

Es stellte sich bald heraus, daß es sich nicht um einen, sondern um drei Bären handelte, ein Muttertier mit zwei fast ausgewachsenen Jungen. Die beiden Bärenjäger, Julius und Ole, nahmen nun gleich die Verfolgung auf, auch Emil wollte sich daran beteiligen, doch bat ich ihn, vorläufig seinen Jagdeifer zu bezwingen, da er nur unnötigerweise seine Hunde damit ermüde, und tröstete ihn damit, daß wir sicher noch reichlich Gelegenheit zu Bärenjagden finden würden. Eskimos sind Vollblutjäger, ihre einzige Beschäftigung, ihr größtes Glück ist die Jagd. Sie jagen nur, um einen primitiven starken Trieb zu befriedigen; der materielle Vorteil, den ihnen die Jagd bringen kann, ist für sie nur von unter-

geordneter Bedeutung. Man wird daher verstehen können, wie schwer es meinen Begleitern fallen mußte, auf die Jagd zu verzichten.

Wir fuhren noch ein kurzes Stück, hielten dann aber eine Weile inne, um der Jagd, die sich in nicht großer Entfernung von uns auf dem Fjordeis abspielte, mit dem Glas zu folgen. Julius hatte inzwischen seinen Schlitten verlassen und war den Bären auf Skiern entgegengelauten. Ruhig stand die Bärin mit ihren großen Jungen und beobachtete das ihnen unbekannte Wesen. Nun hob der Eskimo seine Büchse, ein langer Feuerstrahl zuckte auf, und der eine der jungen Bären fiel rücklings in den Schnee und schlug rasend mit den Vorderpranken um sich. Erst eine Sekunde später erreichte uns der Knall. Unruhig ging die alte Bärin hin und her, es war ihr offenbar unverständlich, was hier vor sich ging, da warf ein zweiter Schuß auch das andere Junge hin. Einen Augenblick stand die Bärin wie versteinert, dann ging sie kurz entschlossen ihrem Feind entgegen. Der Eskimo hatte anscheinend Schwierigkeiten mit dem Laden seiner Büchse; mehrere Male öffnete und schloß er die Waffe. Inzwischen näherte sich ihm die Bärin; sie hatte es nicht eilig, fast schleichend, wie eine Kage, mit langen Schritten kam sie heran. Endlich war er fertig und riß die Waffe an den Kopf. Ein kurzes Zielen, und tödlich getroffen fiel nun auch die alte Bärin in den Schnee. — Es war interessant, das Benehmen meiner Reisebegleiter während der Jagd zu beobachten; sie erinnerten mich in diesem Augenblick an die begeisterten Zuschauer eines Boxkampfes. Atemlos standen sie auf ihren Schlitten und folgten gespannt dem Verlauf der Jagd. Jede Bewegung des Jägers wurde mit gedämpften Zurufen begleitet, und als endlich die alte Bärin fiel, ent-

rang sich ein tiefer Seufzer ihrer Brust. Sogar noch spät abends, als wir in unseren Schlaffäcken im Zelt lagen, war die Jagd der Gegenstand eifrigster Diskussion.

Nun waren wir uns selbst überlassen. Um nicht noch mehr von der kostbaren Zeit zu verlieren, denn noch waren die Tage kurz, brachen wir gleich auf. Wir folgten vorläufig dem Eisrand, weil hier der Schnee weniger tief lag, was den Hunden das Ziehen des Schlittens sehr erleichtert. Überall sahen wir Fährten von Bären, die am Rande des Wassers auf Robben gelauert hatten, und einmal glaubte Josva in bedeutender Entfernung auf dem Eis einen Bären zu sehen, aber bei dem tiefen Schnee war die Aussicht auf einen glücklichen Ausgang einer Jagd zu gering, und wir trösteten uns damit, bald eine bessere Gelegenheit zur Bärenjagd, die uns für heute das notwendige Hundefutter verschaffen konnte, zu finden. Und lange brauchten wir nicht zu warten. Wir hatten eine andere Richtung eingeschlagen und uns vom Eisrand abgewandt. Der Schnee war jetzt so tief und weich, daß die Hunde bis an den Bauch darin einsanken, und um ihnen die Arbeit zu erleichtern, gingen wir selbst auf Skiern neben den Schlitten. Plötzlich, wie aus den Wolken gefallen, stand in geringer Entfernung von uns die gelbliche Gestalt eines großen Bären im Schnee. Wahrscheinlich hatte er hinter einem Eisblock in Deckung gestanden und war nun auf die offene Eisfläche hinausgetreten. Karl und Josva griffen gleich beim ersten Anblick des Bären nach ihren Büchsen und liefen in der Richtung nach dem Eisrand davon, um dem Bären den Weg zum offenen Wasser, wohin er sich jetzt zu retten suchte, abzuschneiden. Mit seinen langen Beinen und der großen Sohlenfläche seiner Pranken kann ein Eisbär im tiefen

Schnee verhältnismäßig schnell vorwärtskommen, und selbst einem geübten Skiläufer gelingt es nicht immer, ihn zu überholen. Inzwischen hielt der Bär, der gleich bei unserem Anblick die Flucht ergriffen hatte, mehrere Male inne, um sich nach den Hunden, seinen Erbfeinden, umzusehen, und dadurch begünstigt, gelang es den beiden Grönländern schnell, ihm den Weg zum offenen Wasser abzuschneiden. Als der Bär dies merkte, stand er einen Augenblick unentschlossen, wandte sich aber dann um und kam zögernd zurück, und nun ging Emil, der auf diesen Augenblick gewartet hatte, ihm entgegen. Schon hatten die beiden sich so weit genähert, daß Emil sich schußfertig machte, als plötzlich der Bär wieder die Richtung änderte. Aus seiner schnellen Gangart war deutlich zu sehen, daß er nun fest entschlossen war, sich nach dem Eisrand durchzukämpfen. Josva hatte inzwischen einen weiten Bogen in der Richtung nach der Küste gemacht, da es anfangs aussah, als ob der Bär diesen Weg einschlagen wollte. Infolgedessen versperrte Karl nun allein den Zugang zum offenen Meer. Der Bär machte keinen Versuch, seinem Feind zu entgehen, obwohl es ihm bei dem großen Abstand zwischen Karl und Josva hätte gelingen können, sondern ging gerade auf ihn zu. Infolge der schon weit vorgeschrittenen Dämmerung war das Büchsenlicht sehr schlecht, Karl ließ daher den Bären ganz nahe an sich herankommen. Zweimal schöß er fehl, aber der dritte Schuß ging dem Bären in den Schädel und tötete ihn auf der Stelle.

Wir hatten anfangs damit gerechnet, schon am ersten Tag die gut vierzig Kilometer betragende Strecke bis zur Südküste des Fjordes zurückzulegen, was sich bei einigermaßen glatter Schlittenfahrt wohl ausführen ließ, aber teils hatten

die Bärenjagden, teils das schlechte Terrain in dem tiefen losen Schnee uns an einem schnelleren Vorwärtskommen gehindert, so daß wir in Unbetracht der schon weit vorgeschrittenen Dämmerung es vorzogen, hier auf dem Fjordeis zu übernachten. Eine gute Stunde ging noch mit dem Abdecken und Zerlegen des Bären dahin. Dann wurden die Hunde gefüttert, das Zelt aufgeschlagen, und schließlich kochten wir ab. Auf Schlittenreisen gibt es nur eine Mahlzeit, und zwar abends, da ist man hungrig wie ein Wolf. In den Pelzschlafsäcken liegend wurde die kräftige Mahlzeit, bestehend aus halbgekochtem Bärenherz, Zunge und einigen Rippenstücken, verzehrt, dazu glühendheißer Tee getrunken. Noch eine Pfeife Tabak, dann wurde es stiller; die Anstrengungen des Tages machten ihre Wirkung geltend. Und noch im Halbschlummer lauschte das Ohr der gewaltigen Stimme der Natur: dem Rauschen der erregten Fjordwasser, dem Stöhnen und Krachen des Eises unter der mächtigen Schneelast und dem fernen dumpfen Ralben der Gletscher. — —

Ein gefährlicher Augenblick — Wir ersteigen einen unbekannten Gletscher

In dieser Nacht fiel die Temperatur bei vollständiger Windstille auf —40 Grad Celsius. Wir merkten aber wenig davon und lagen warm und geschützt in unseren Schlafsäcken auf molligen Renntierdecken im tiefen Schnee.

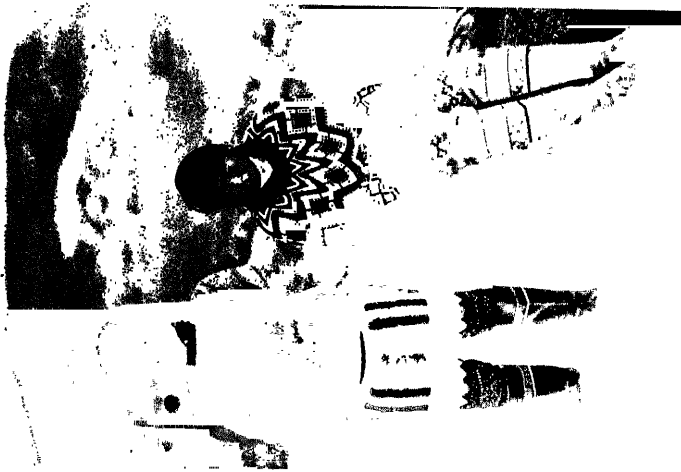
Schon früh morgens, noch ehe das Zelt zusammengelegt und die Schlitten gepackt waren, brach ich allein auf, um auf Skiern die etwa zwanzig Kilometer, die uns noch von der Gletschermündung auf der Südküste des Fjords trennten,

zurückzulegen. Meine Begleiter folgten dann später mit den Schlitten in der Spur. Der tiefe, lose Schnee erschwerte das Skilaufen sehr, so daß ich erst gegen ein Uhr mittags die Mündung des Gletschers erreichte, während die Schlitten nur als schwarze Punkte in der Ferne zu erkennen waren. Ich begann nun gleich mit der Suche nach einer geeigneten Stelle, wo wir mit den Schlitten den Gletscher ersteigen konnten. Eine solche fand sich am linken Rand des Gletschers, dicht unter einer steil abfallenden Felswand. Die ungefähr zwei Kilometer breite Gletschermündung war überall unersteigbar. Sie bestand in ihrer ganzen Front aus losen, bis zu zwanzig Meter hohen, teilweise stark überhängenden, kristallklaren Eisblöcken, die nur darauf warteten, daß der arbeitende Gletscher sie in den Fjord stieß. Ein kurzes Stück hinter der Mündung war der Gletscher von breiten, unübersteigbaren Spalten durchfurcht, die sich in der Mitte des Eisstromes bis zum Gipfel fortsetzten. Wir hatten also alle Ursache, uns ständig auf dem Gletscher in der Nähe des Landes zu halten, wo man einigermaßen sicheren Boden unter den Füßen hatte. Aber auch hier war größte Vorsicht am Platz, denn wenn wir uns auch in der Nähe des Landes befanden, konnten auch hier verborgene Spalten im Eis liegen, und im Falle eines Unglücks würde die steile Felswand uns wenig helfen können. — — Plötzlich überfiel mich ein Angstgefühl. Ich merkte instinktiv, daß irgendeine Gefahr auf mich lauerte, und zog mich unwillkürlich von dem Eisblock unter der überhängenden Gletscherwand zurück, denn diesen „Kerlen“ kann man niemals trauen. Da kam auch schon der Urheber meines Angstgefühls in der Form eines Bären hinter dem nächsten Eisblock zum Vorschein. Ich hatte keine Waffe bei mir. Büchse und Browning lagen

auf dem Schlitten; ich hatte sie zurückgelassen, um leichter Ski laufen zu können. Jetzt war guter Rat teuer. Mit tiefhängendem Kopf näherte sich die Bestie. Es war ein alter, kapitaler Bär, und gerade darin lag die große Gefahr; denn während der Eisbär sonst die Nähe des Menschen flieht, pflegen die alten, kampflustigen Männchen sich auffällig neugierig zu benehmen und weichen vor nichts aus. Noch hatte er mich nicht bemerkt. Vorsichtig trat ich aus den Skiern, klemmte mich in eine Spalte zwischen einem losen Eisblock und der Gletscherwand und sank augenblicklich bis an die Lenden in den weichen Schnee. Nun kamen ein paar Augenblicke, die ich niemals vergessen werde. Bis auf fünf Schritte näherte sich der Bär, blieb dann vor der Skispur stehen, beschnupperte sie eingehend, hob den Kopf, äugte lange auf das Fjordeis hinaus und wendete sich dann nach mir um. Jetzt hatte er mich entdeckt. Deutlich sah ich die kleinen braunen Augen, die forschend auf mir ruhten. Blichschnell durchzuckte mich der Gedanke, aus meinem Versteck hervorzukriechen und durch mein plötzliches Erscheinen den Bären in die Flucht zu jagen, aber dazu gehörte mehr Mut, als ich in diesem Augenblick besaß. Schon sah ich die Bestie über mir, in dem Glauben, es mit einer Robbe zu tun zu haben, da endlich hörte sie auf, mich anzustieren, ließ den Kopf sinken und zog weiter, als ob ich überhaupt nicht existierte.



Eine Stunde später waren wir alle am linken Rand des Gletschers versammelt. Meine Begleiter hatten sieben Bären gesehen; drei davon hatten kurz nach mir meine Skispur gekreuzt. Karl und Emil hatten auch zwei Jagdversuche gemacht, die aber an dem tiefen Schnee gescheitert waren.



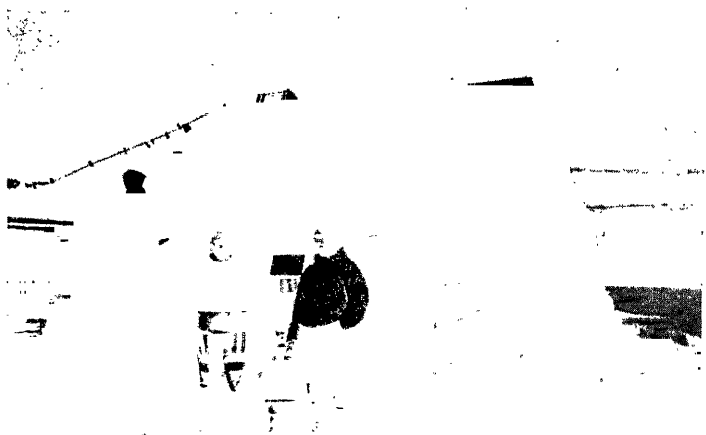
Grönländerinnen in ihrer Nationaltracht



3wölfjährige Grönländerin



Fjordlandschaft



Eskimohütte im Innern des Fjords

Nun wartete unser eine große Arbeit. Bevor wir den bequemen Paß unter der Gletscherwand betreten konnten, mußte am Fuß des Gletschers eine über fünf Meter hohe steile Eiswand erstiegen werden. Emil hatte einen Kasten Pemmikan, der allein einen Zentner wog, auf dem Schlitten und Josva eine Robbe. In Anbetracht der guten Jagdverhältnisse, die hier herrschten, hielten wir es für überflüssig, diesen Reserve-Hundeproviand weiter mitzuschleppen, und vergruben ihn dicht unter der Felswand im Schnee. Inzwischen schlug Karl mit dem Jagdmesser eine primitive Treppe in die Eiswand und kletterte mit ihrer Hilfe auf den Gletscher. Ihm folgte Emil mit einem starken Tau, und nun wurden die Schlitten einzeln mit Hilfe des Tauges auf den Gletscher gezogen, während Josva und ich unten nachhalfen. Eine Arbeit, die schwieriger war, als man glauben sollte, und jedesmal eine halbe Stunde in Anspruch nahm. Zuletzt kamen die Hunde. Einige von ihnen waren schon in den Pausen zwischen der Arbeit selbst auf den Gletscher geklettert, den anderen mußte geholfen werden.

Wir befanden uns nun in einem Hohlweg, wahrscheinlich ein altes Flußbett, das den Übergang vom Gletscher zur Felswand bildete. Die Schneeverhältnisse waren hier ausgezeichnet, so daß wir, trotz des ansteigenden Geländes, das Vergnügen hatten, die Hunde wieder galoppieren zu sehen.

Dieser Weg schien auch vielfach von Eisbären bei ihrer Wanderung über den Gletscher benutzt zu werden; wir fuhren jedenfalls dauernd auf alten und frischen Bärenfährten. Hinter der ersten Biegung des Flußbettes sahen wir dann auch drei Bären — eine Bärin mit zwei fast ausgewachsenen Jungen —, die gleich als sie uns bemerkten die

Flucht ergriffen und quer über den Gletscher flohen, wohin wir ihnen nicht folgen konnten.

Der Paß unter der Felswand hörte plötzlich auf, und jetzt gab es keinen anderen Ausweg, als auf den Gletscher hinauszufahren.

Auch hier war die Schlittenfuhr anfangs gut, bald aber wurde die Schneelage auf dem Eis dünner, während gleichzeitig der Gletscher stark anstieg, und schließlich standen wir auf dem blanken Eis. Die ersten Versuche, über die stark ansteigende Eisfläche hinwegzukommen, mißglückten. Die Hunde, die noch immer die Bären witterten, waren unruhig und standen nicht fest auf den Beinen, und nach und nach glitten wir einer nach dem anderen wieder bis an die Schneegrenze zurück, obwohl wir selbst die Schlitten steuerten.

In solchen Fällen ist es immer das beste, den Hunden ihren Willen zu lassen. Es dauerte dann auch nicht lange, bis sie das Nutzlose eines ungleichmäßigen Ziehens einfahen und anfangen, sprunghaft alle Unebenheiten auf dem Eis aufzusuchen, wo sie festen Fuß fassen konnten. Dabei gingen die Gespanne in breiter Fächerform. Für uns galt es, jedesmal wenn die Hunde zusprangen, den Schlitten zu stützen, wobei es in unseren weichen Pelztiefeln verdammt schwer war, sich auf den Beinen zu halten. Oft wurde haltgemacht.

In einem Fall mußte ein Mann den Hunden vorausgehen und mit dem Jagdmesser kleine Abfälle in das Eis hacken, da die Hunde sonst keinen Halt finden konnten. Aber wir kamen vorwärts, wenn auch langsam, und erreichten schließlich bei vollständiger Dunkelheit den Gipfel des Gletschers.

Wandernde Eisbären

Am folgenden Morgen, als wir vor das Zelt traten, überraschte uns ein selten schöner Anblick: ein klarer, blauer Himmel lachte uns entgegen, und eine herrliche Morgenröte zog sich wie ein goldrotes Band um das ewige Weiß der Gipfel. Vor uns lag die gewaltige Eismasse des Gletschers, eingezwängt von hohen, zackigen Basaltfelsen, und in der Ferne, so weit das Auge reichte, die riesige Eisfläche der Fjordmündung. Als wir mit dem See fertig waren, war auch die Sonne schon da. Rund und voll in all ihrer goldenen Pracht breitete sie ihre unendliche Lichtfülle über das in Eis und Schnee gehüllte Land. Und ihre Strahlen verwandelten die gestern noch so rauhe und in ihrer Kälte abstoßende Küste zu einem Bild von ungeahnter Schönheit . . .

Karl hatte schon in aller Frühe die andere Seite des Gletschers untersucht und sie spaltenfrei gefunden, was auch sehr wahrscheinlich war, da dieser nicht auf beiden Seiten Eisberge abstoßen konnte. Stellenweise war aber die Oberfläche recht uneben und gänzlich frei von Schnee.

Die Hunde wurden nun hinter den Schlitten gespannt, um als Bremse zu wirken, und dann ging es in rasender Fahrt vom Gipfel des Gletschers bis an die Meeresküste. Und schon eine halbe Stunde später standen wir auf dem Meereis an der Außenküste, etwa zwanzig Kilometer südlich von Kap Brewster.

Der von uns überquerte Gletscher ist nicht derselbe, der auf der Karte steht, sondern liegt etwas östlich von diesem und war bisher unbekannt. Der auf der Karte angegebene

hat keinen Auslauf zum Scoresbysund und mündet an der Außenküste. Ubrigens waren wir die ersten, die dieses stark vergletscherte und von Firneis bedeckte Land bereisten.

Wir befanden uns auf einem schmalen Eisstreifen, etwa dreihundert Meter breit, der sich die Küste entlang vom Scoresbysund nach Süden zog. Es war nur wenige Tage altes, spiegelblankes Neueis, aber dick genug, um uns tragen zu können. Das erste, was unsere Aufmerksamkeit auf sich zog, waren wieder zwei Bären, die unter einem Eisblock auf dem spiegelblanken Eis standen. Vorsichtig pirschte Karl sich heran, aber die Bären entdeckten ihn bald, und es zeigte sich, daß sie ihm im Wettlauf auf der glatten Eisfläche weit überlegen waren. Schnell wurde der Abstand zwischen ihnen so groß, daß Karl die Jagd aufgeben mußte. Inzwischen hatten Josva und Emil auch einen Bären entdeckt, der nichtsahnend auf uns zukam. Wir zogen uns zurück, und der Bär wurde dann von Josva aus dem Hinterhalt geschossen.

Der Leser wird sich sicher über unsere zahlreichen Begegnungen mit Eisbären wundern, und mit Recht. Auch für uns war eine solche Menge Bären auf einer Reise etwas Neues; selbst die Eskimos waren sprachlos. Zwar war der hier von uns bereiste Teil der Ostküste Grönlands in jagdlicher Beziehung, wie überhaupt, noch gänzlich unberührt, aber selbst in dem naheliegenden Scoresbysund waren so viele Eisbären in so kurzer Zeit noch nicht gesehen worden. Diese Verhältnisse waren indessen in folgenden Umständen begründet: An der Ostküste Grönlands unternimmt der Eisbär alljährlich zwei Wanderungen. Im Herbst wandert er mit dem Treibeis nach Süden und im Frühjahr gegen die Eistrist nach Norden. Während die Herbstwanderung un-

merklich vor sich geht und mehr eine passive genannt werden muß, da die Bären mit dem Eis treiben, läßt sich ihre Rückkehr im Frühjahr genau verfolgen. Diese Frühjahrs-wanderung der ostgrönländischen Eisbären geht auf dem landfesten Eis an der Küste vor sich. Sie beginnt Ende Februar und dauert bis in die zweite Hälfte des März. In der Mündung des Scoresbysundes treffen die ersten Bären schon Anfang März ein. Gegen die Mitte des Monats erreicht der Zug hier seinen Höhepunkt, um dann schnell abzuflauen. Einzelne Nachzügler werden dann aber noch im April gesehen. Die weitaus größte Anzahl der von Süden und von Osten aus dem Treibeisgebiet kommenden Bären wandert in den Scoresbysund, schon aus dem Grunde, weil das landfeste Eis hier aufhört und die im Frühjahr nicht selten eisfreie Fjordmündung ihnen den Weg nach Norden versperrt; denn der Eisbär ist ein schlechter Schwimmer und geht im Winter nur gezwungen ins Wasser. Nur ein geringer Bruchteil setzt die Wanderung über das Treibeis, oft in bedeutender Entfernung von der Küste, nach Norden fort und erreicht an der Liverpoolküste wieder landfestes Eis, das sich dann bis an den Pol ausdehnt. Das Ziel dieser wandernden Eisbären sind die nordostgrönländischen Fjorde, einschließlich des Scoresbysundes, deren großer Reichtum an Robben sie lockt.

Auf dieser Reise waren wir nichtsahnend in den Mittelpunkt der ostgrönländischen Bärenwanderung geraten. Wir waren die ersten, die Gelegenheit fanden, dieses imponierende Naturschauspiel, das besonders die jagdblustigen Eskimos in Erstaunen setzte, zu beobachten. Dies trat noch besonders deutlich in Erscheinung, weil der schmale Streifen des landfesten Neueises die Bären zwang, sich dauernd in der

Nähe der Küste zu halten. Wäre der Eisstreifen breiter gewesen, hätten die Bären sich sicher mehr verteilt, und wir hätten infolgedessen weniger von ihnen gesehen.

Aber wir sollten noch mehr erleben. Schon beim Abdecken des erlegten Bären wurden wir von drei anderen überrascht, die vor der sie verfolgenden Hundemeute nach dem Eisrand flüchteten und ihre Rettung im Wasser suchten. Spät nachmittags erstiegen Karl und ich einen Felsen an der Küste, um einen Überblick über die Eisverhältnisse zu bekommen. Vor uns lag eine Bucht, mit blankem Neueis bedeckt, im Westen die Mündung des auf der Karte angegebenen Gletschers, den wir auf der Rückreise noch näher kennenlernen sollten, im Süden die Stewartinsel mit ihren hohen, furchturmartigen Felsen und im Osten die endlose Fläche treibender Schollen. Mit dem Glas untersuchten wir die Eisfläche zwischen uns und der Stewartinsel, und unsere Überraschung stieg, als wir hier zwölf Eisbären an verschiedenen Stellen die Bucht überqueren sahen. Es war schon spät, aber dennoch beschloßen wir, die kurze Strecke bis zur Stewartinsel noch zurückzulegen, was bei der guten Schlittenfahrt nicht lange dauern konnte. Unterwegs passierten wir eine große Öffnung im Eis, die die Eskimos gleich als Atemloch einer Walroßfamilie erkannten. Eben wollten wir weiterfahren, als die furchtbaren, unförmigen Köpfe dieser Tiere auch schon aus dem Wasser auftauchten und von den Hunden angeheult wurden.

Erst dicht vor der Stewartinsel trafen wir wieder auf Bären. Emil schoß ein fünfjähriges Männchen, und ich selbst hatte das Glück, einen alten kapitalen Bären, der absolut geschossen werden wollte, zur Strecke zu bringen. Nun konnte es genug sein. Wir hatten jetzt zwei große

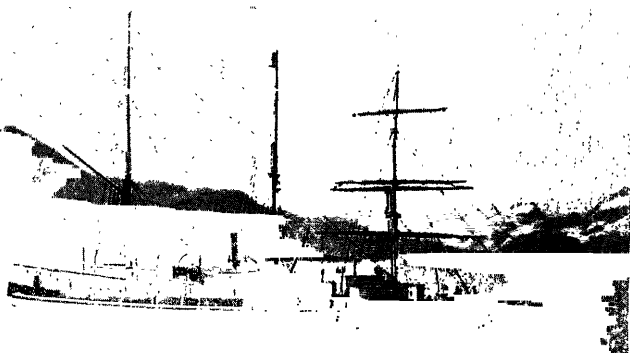
Fleischdepots an der Küste für den Fall, daß auf der Rückreise die Jagd fehlschlagen sollte, was keineswegs unwahrscheinlich war, da die dünne Eisdecke, auf der wir fuhren, beim ersten besten Sturm widerstandslos bersten konnte. Wie wir dann überhaupt zurückfinden würden, daran wagte ich nicht zu denken.

In dieser Nacht schliefen wir auf dem Meereis und benutzten die Schlitten zur Befestigung des Zeltes. Spät abends bekamen wir noch Besuch von einem Blaufuchs, den offenbar das mit dem Schweiß der erlegten Bären befeuchtete Eis herangelockt hatte. Mitten in der Nacht schlugen plötzlich die Hunde an. Mit einem Satz waren wir aus den Schlaffsäcken, aber in der Dunkelheit konnte keiner von uns eine verdächtige Gestalt entdecken. Dieser Auftritt wiederholte sich mehrere Male, und erst am folgenden Morgen kam die Aufklärung: ein Eisbär hatte uns die ganze Nacht belauert. Zuerst ahnten wir auch dieses nicht, denn erst als wir aufbrachen, kam er hinter einem Eisblock zum Vorschein. Ein Glück war es, daß die Hunde ihn jetzt nicht wittern konnten, denn sonst wäre ein schönes Durcheinander entstanden, und wir hätten auch diesen Bären erlegen müssen.

Eine Rekordreise — Emil befürchtet ein Unglück und weigert sich, die Reise fortzusetzen

Wir hatten beschlossen, uns heute durch keinerlei Jagd aufhalten zu lassen, um das gestern Versäumte wieder einzuholen. Der Weg für die Schlitten war der denkbar beste. Wir konnten sogar nebeneinander fahren, wobei sich ein

regelmäßiges Wettlaufen zwischen den Hunden entspann. Schon gegen neun Uhr erreichten wir die flache Manbyhalbinsel. Nur eine Bärin mit zwei vorjährigen Jungen hatte unsern Weg gekreuzt. Auch vor der Halbinsel lag glattes Neueis. Sobald wir aber in die Mündung des Deichmannsfjordes kamen, wurde die Schlittenfahrt schwieriger. Hier lagen sehr viele Eisberge, die vor dem Einfrieren überall die Eisdecke aufgebrochen hatten, so daß die vor uns liegende Fläche einem Schraubeisfelde nicht unähnlich war. Mit großer Mühe steuerten wir die Schlitten über das holprige, scharfkantige Eis, während die Hunde sich ihre Pfoten an den spigen Eisnadeln blutig rissen. Glücklicherweise war dieses Schraubeisfeld aber nur von geringer Ausdehnung, bald hörten die Eisberge auf, und an ihre Stelle trat tiefer, weicher Schnee, der die Eisfläche bis an die Turnerinsel bedeckte. Unmittelbar vor der Insel wartete eine nicht geringe Überraschung auf uns. Hier war das Eis aufgebrochen, und die losgerissenen Schollen trieben langsam mit der Strömung. Bisher hatte ich mehrere Male bemerkt, daß Emil sich bei jeder Gelegenheit unwillig zeigte, noch weiter mitzumachen, und auch die beiden anderen Grönländer zur Umkehr überreden wollte. Als wir nun vor dem offenen Wasser standen, erklärte er kurz und bündig, daß es lebensgefährlich sei, die Reise fortzusetzen; wenn das Eis aufbräche, würden wir niemals nach dem Scoresbysund zurückfinden können. Gänzlich unbegründet war diese Befürchtung nicht, aber daß die Reise gefährlich war, hatten wir immer gewußt, und schließlich konnte man auf diese Weise ja niemals etwas erreichen, wir hätten dann ebensogut am Scoresbysund bleiben können. Emil war aus eigenem Antrieb mitgegangen; unentbehrlich für uns war er gerade



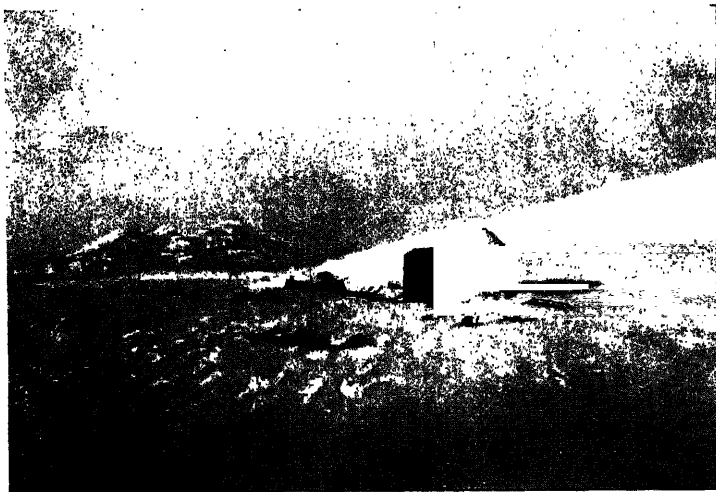
Der Dampfer „Gustav Holm“



Aufstieg auf den Gletscher



Erlegter kapitaler Eisbär



Das Depot auf Kap Dalton

nicht, aber ich konnte ihn auf keinen Fall allein zurückreisen lassen. Karl und Josva hielten sich neutral, man konnte ihnen aber deutlich ansehen, daß sie nichts dagegen einzuwenden hatten, schon jetzt die Reise aufzugeben. Aber es war mein fester Wille, daß nur die äußerste Gefahr mich dazu bringen sollte. Ich holte nun die Karte hervor und zeigte Emil, daß das offene Wasser vor der Turnerinsel nichts zu bedeuten hatte, da wir durch den Turnersund fahren und im günstigsten Fall schon nach einer guten Tagesreise Kap Dalton erreichen konnten. Das half aber wenig. Ich bat dann Karl und Emil, mich auf die Insel zu begleiten, während Josva bei den Schlitten zurückblieb. In ungefähr dreihundert Meter Höhe bekamen wir endlich einen Überblick über die Küste und konnten in der Ferne sogar den hohen Felsen von Kap Dalton sehen. Hinter der Turnerinsel, im Römerfjord, lag altes, zusammengefrorenes Packeis, das einen recht soliden Eindruck machte. Dasselbe war auch an der Küste von Henryland der Fall, nur war der Eisstreifen hier sehr schmal.

Nach vierstündiger Abwesenheit kamen wir wieder zu unseren Schlitten zurück. Josva hatte inzwischen einen Bären erlegt, ihn abgedeckt und ein neues Fleischdepot auf der Küste errichtet. Das Resultat unseres Orientierungsausflugs hatte einen guten Einfluß auf Emil gehabt. Allein der Umstand, daß er Kap Dalton gesehen hatte, genügte, seine Stimmung zu verbessern, und nun dachte er nicht mehr daran, umzukehren.

Wir hatten geglaubt, über die flache Ostküste der Insel fahren zu können und dadurch den Umweg durch den Turnersund zu sparen. Als wir aber spät abends die Südküste der Insel erreichten, konnten wir nur über eine senkrechte Fels-

wand aus etwa zwanzig Meter Höhe in den Römerfjord hinabsehen. Es blieb nun nichts anderes übrig, als umzu-
kehren; vorläufig übernachteten wir aber auf der Insel.

Gefährliche Schlittenfahrten — Wir werden von einer Bärin angegriffen, die ihr Junges verteidigt

Unsere Befürchtung, im Turnersund auf tiefen, losen Schnee zu stoßen, erwies sich als unrichtig. Die keineswegs geringe Schneelage war steinhart gefroren, und wieder einmal konnten die gut gefütterten Hunde zeigen, was sie taugten. Im Römerfjord lagen große, zusammengefrorene Eisschollen, aber auch hier war der Schnee sehr hart und legte uns keine Schwierigkeiten in den Weg. Kurz nach Mittag standen wir auf dem schmalen Eisstreifen vor der Ostküste des Henrylandes.

Bisher hatten wir noch einigermaßen sicheren Grund unter den Füßen gehabt. Wenn das Neueis stellenweise auch schwach gewesen war, hatten wir uns doch immer durch Umgehen derartiger Stromstellen helfen können, ohne befürchten zu müssen, die Verbindung mit dem Land zu verlieren. Hier standen wir aber vor einer Eisfläche, die man weder zusammenhängend noch landfest nennen konnte. Große und kleine Schollen des schweren Polareises lagen dicht zusammengebrängt unter einer unzugänglichen Felswand, deren schwarzer Granit den abschreckenden Eindruck des Ganzen noch vergrößerte.

Ich muß ehrlich gestehen, große Lust hatte ich nicht, mich auf diese unsichere Fläche hinauszuwagen. Meine Begleiter

sahen sich gegenseitig fragend an; keiner sagte ein Wort. Der stark bewölkte Himmel, der schon den ganzen Tag mit einem Sturm gedroht hatte, verschlimmerte noch die Lage. Wurde diese Drohung zur Wirklichkeit, während wir uns auf dem schmalen Eisstreifen unter der senkrechten Felswand befanden, waren wir rettungslos verloren.

BeratSchlagung und Aufmunterung waren überflüssig; jeder konnte unsere Lage beurteilen, und jeder wußte, was es galt. Da kam mir Karl, der sich bisher schon bei verschiedenen Gelegenheiten als der tatkräftigste unter meinen Begleitern gezeigt hatte, zu Hilfe. Ohne ein Wort trennte er sich von uns, fuhr bis dicht unter die Felswand, gab dann seinen Hunden das Bärensignal, und in langen Galopp-sprüngen setzten die klugen Tiere über die unsichere Fläche. Ich folgte ihm, dann Emil und schließlich Josva.

Mit dem schnellen Tempo, das wir anfangs innehalten konnten, war es bald vorbei. Große Öffnungen und Spalten, die nur mit einer dünnen Eisschicht bedeckt waren, zwangen uns zu größter Vorsicht. Hier und da mußten mit gegenseitiger Hilfe breite, offene Spalten überquert werden, und an anderen Stellen zwangen uns die Verhältnisse, über den äußersten, stark ausgewaschenen Rand des Eises zu fahren, wo die Wellen unter den Schlitten spülten. Erst nach fünfstündiger mühsamer Arbeit erreichten wir tod-müde die Bucht vor der Mündung des Bartholingletschers und hatten wieder sicheren Boden unter uns.

Beim Eingang in die Bucht, unmittelbar vor der Küste des Henrylandes, lag eine Kette hoher Eisblöcke, die wahrscheinlich von der Strömung hierher getrieben und dann eingefroren waren. Da sie so dicht standen, daß sie sich nicht durchqueren ließen, waren wir zu einem Umweg ge-

zwungen. Raum hatten wir die ersten Eisblöcke erreicht, als sich die Hunde plötzlich in die Geschirre legten und mit aufgereckten Köpfen geradeswegs in das Chaos hineinstürmten. Auf derartige Überraschungen vorbereitet, griffen wir gleich nach den Gewehren, und schon im selben Augenblick stürzte sich ein Bär mitten zwischen die Hunde.

So etwas hatte ich noch nicht erlebt. Hals über Kopf flogen wir von den Schlitten. Hier mußte augenblicklich gehandelt werden, denn das Leben unserer Schlittenhunde stand auf dem Spiel; drei von ihnen lagen schon auf dem Eis und wälzten sich in ihrem Blut. Der Bär stand hochaufgerichtet und schlug mit den Vorderpranken nach den Hunden; auf jeden Schlag folgte das jämmerliche Schreien des getroffenen Tieres. Bei der geringen Beweglichkeit der in die Zugriemen verwickelten Hunde war es für den Bären ein leichtes, einen nach dem anderen zu erschlagen.

In kaum drei Schritt Entfernung von der kämpfenden Gruppe warf sich Emil in den Schnee und schoß nun von unten dem Bären eine Kugel in den Kopf, gerade als dieser den dritten Hund mit aufgerissener Seite von sich schleuderte. Emil führte dieses mit einer solchen Ruhe und Kaltblütigkeit aus, wie sie eben nur ein Naturmensch aufzubringen imstande ist.

Im selben Augenblick, als sich die Hunde über den getöteten Bären stürzten, kletterte dicht neben uns ein kleines Wesen auf einen Schneehügel und klagte jämmerlich; es war ein ganz kleiner Bär, kaum größer als ein gewöhnlicher Fuchs.

Nun konnten wir verstehen, weshalb sich die alte Bärin so wütend zwischen die Hunde gestürzt hatte. Mit

dem neugeborenen, hilflosen Wesen hatte sie nicht fliehen können, als die Hunde auf sie eindrangen, und daher war sie selbst zum Angriff übergegangen.

Es tat mir leid, dieses Familienleben zerstört zu haben, aber das Leben unserer Schlittenhunde stand auf dem Spiel, und ohne die treuen Gefährten, die die wütende Bärin zweifellos im Laufe weniger Minuten erschlagen hätte, wären wir rettungslos den Unbilden der unbarmherzigen Natur preisgegeben gewesen.

Ich ging dann hin und nahm den kleinen Bären auf den Arm. Er ließ mich ruhig gewähren, fauchte aber wie eine Raqe, als ich mit ihm in die Nähe der Hunde kam. Kurz darauf, beim Aufschlagen des Zeltes, entwischte er in einem unbewachten Augenblick. Wir sahen ihn behende auf die Spitze eines hohen Eisblockes klettern, wo er sich gleich mit erstaunlicher Fertigkeit in den Schnee grub. Todmüde, wie wir waren, hatte keiner von uns Lust, dem kleinen Ausreißer zu folgen, zumal wir wußten, daß er uns doch nicht verlassen würde.

Beim ersten Morgengrauen weckten uns die heulenden Hunde. Der kleine Bär war wieder zum Vorschein gekommen und hatte durch sein erneutes Klagen und Jammern die Aufmerksamkeit der Hunde auf sich gezogen, die nun unter Heulen und Bellen sich zu befreien suchten, um sich über den kleinen Ruhestörer zu stürzen. Um diesem Lärm ein Ende zu machen, stand Emil auf und verließ mit der Büchse das Zelt. Kurz darauf dröhnte ein Schuß durch die morgendliche Stille — — —

Es war sicher das Beste; der kleine verwaiste Bär hätte sich doch niemals allein durchschlagen können . . .

Das Depot auf Kap Dalton

In der Mittagstunde erreichten wir unter einem heftigen Schneegestöber das Depot auf Kap Dalton. Emil war uns auf seinem fast leeren Schlitten vorausgefahren und betrat als erster das Depothaus. Mit hochgehobenen Armen, wie es Art der Eskimos ist, wenn etwas Ungewöhnliches ihre Aufmerksamkeit erregt, rief er uns entgegen, daß das Fenster zerbrochen und das Haus mit Schnee angefüllt sei. Von dem verhältnismäßig großen Fenster war wirklich nur noch die Einfassung übrig, mit dem Schnee war es aber nicht schlimm, er ließ sich im Laufe einer Viertelstunde aus dem Haus entfernen.

Mein erster Eindruck war der, daß Schiffbrüchige oder die Besatzung eines Robbenfängers doch Gelegenheit dazu gefunden haben mußten, das Depot zu besuchen und sich damit vergnügt hatten, eine sündhafte Unordnung darin zu schaffen. Irgend jemand hatte Interesse daran gehabt, die schweren Proviantkisten, die den wesentlichen Teil des Depots ausmachten, durcheinanderzuwerfen, denn man hatte wohl Grund, davon auszugehen, daß die Erbauer das Depot seinerzeit in bester Ordnung hinterlassen hatten. Merkwürdigerweise waren die mystischen Besucher durch das zertrümmerte Fenster in das Haus gelangt und hatten den bequemen und mehr natürlichen Weg durch die Tür verschmäht.

Bei der gleich vorgenommenen Aufräumung fiel es uns auf, daß alle Proviantkisten ungeöffnet waren, was sich jedoch wenig mit den Bedürfnissen etwaiger Schiffbrüchiger oder der Neugierde der Besatzung eines Robbenfängers vereinigen ließ.

In der einen Ecke des Depotraumes stießen wir auf die unverkennbaren Spuren eines längeren Aufenthaltes eines oder mehrerer Eisbären in Form von Excrementen und einer Menge Haare. Wahrscheinlich hatte ein Bär hier vorübergehend sein Winterlager aufgeschlagen. Auch an anderen Stellen trafen wir die Spuren von Bären, die verschiedentlich versucht hatten, die schweren Proviantkisten mit Hilfe ihrer Zähne und Krallen zu öffnen, was ihnen aber in keinem Fall geglückt war. Überhaupt schien das Depot häufig von Bären besucht worden zu sein, und je mehr Ordnung wir nach und nach in den Wirrwarr brachten, desto mehr neigten wir zu der Ansicht, daß wir uns anfangs geirrt hatten und daß sowohl das zertrümmerte Fenster als auch die große Unordnung im Innern des Hauses auf die Besuche neugieriger Bären zurückzuführen war. Dieses genau festzustellen, war für uns von größter Wichtigkeit, denn, wie bereits erwähnt, war das Depot auf Kap Dalton mit seinem Proviant und der wertvollen Polarausrüstung durch den Grönlandstraktat * herrenlos geworden, und wir hatten kein Anrecht darauf, falls Angehörige einer anderen in Ostgrönland berechtigten Nation es im Laufe der letzten fünf Jahre besucht hatten.

Einen handgreiflichen Beweis für die Richtigkeit unserer letzten Annahme erhielten wir aber erst, als sich herausstellte, daß eine Flasche, die an auffälliger Stelle unmittelbar

* Im Jahre 1923 wurde zwischen Dänemark und Norwegen eine Vereinbarung (Grönlandstraktat) getroffen, wonach jeder dänische und norwegische Staatsangehörige das Recht hat, in Ostgrönland Land in Besitz zu nehmen und hier Gebäude zu errichten. Falls er diese aber im Laufe von fünf Jahren nicht besucht, verliert er das Anrecht darauf, und jeder ist berechtigt, sie sich anzueignen. Dieses betrifft auch die schon früher in Ostgrönland errichteten Depots.

unter dem Fenster stand und jedem Besucher sofort auffallen mußte, unverfälschten Rognak enthielt. Sie trug auf ihrem Etikett die Jahreszahl 1898 und war vollständig unberührt. — Für etwaige spätere Reisende, die Gelegenheit finden sollten, das Depot zu besuchen, möchte ich gern hinzufügen, daß diese Flasche heute nicht mehr existiert.

Auf dem Boden des Depothauses, wo die wertvolle Winterausrüstung der Expedition untergebracht war, herrschte dagegen die beste Ordnung. Hier lagen vier prachtvolle Segeltuchkajaks, Schlitten, Skier, Schneeschuhe, eine umfangreiche Pelzausrüstung und eine Apotheke, neben allerhand anderen Dingen, die auf einer Polarexpedition unentbehrlich sind.

Dieser Raum war für die Bären unzugänglich gewesen, und der unberührte Zustand, in dem sich die darin aufbewahrten Sachen befanden, deutete wiederum auf die Richtigkeit unserer Annahme hin, daß das Depot seit seiner Errichtung im Jahre 1900 weder von einer Expedition noch von Schiffbrüchigen besucht worden war.

Den Rest des Tages machten wir es uns im Haus bequem. Ein großer Tisch wurde aufgestellt und die Fensteröffnung mit Brettern vernagelt. Dann oblag uns noch die interessante Arbeit, den Proviant auf seinen Zustand hin zu untersuchen. Natürlich konnte es sich nur um Stichproben handeln, denn allein das Öffnen der etwa vierzig schweren Kisten hätte allzuviel Zeit erfordert.

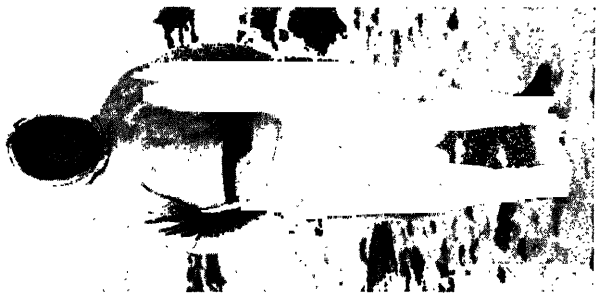
Das Resultat übertraf unsere kühnsten Erwartungen; alles, was wir an Konserven in die Hände bekamen, hatte sich tadellos gehalten. Mit dem größten Appetit führten wir uns gekochtes Rindfleisch, Schweinebraten, Ochsenzunge, Leberpastete und grüne Erbsen zu Gemüte, und doch waren



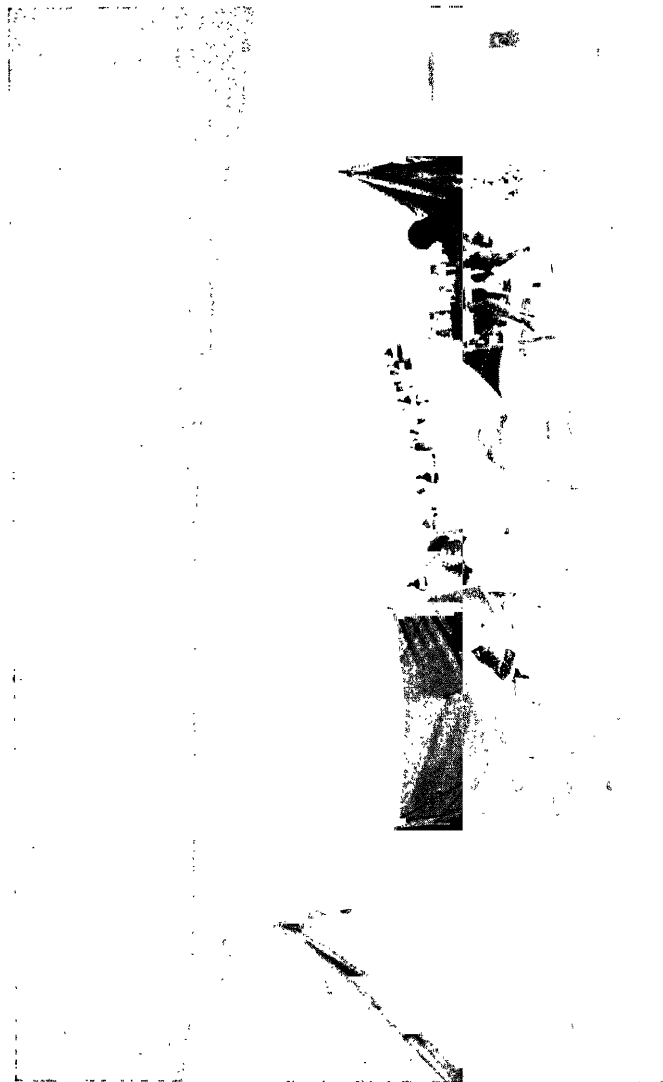
Gosva



Die Bärenjäger Julius und Oie



Emil



Seitlager an der Ostküste des Samsonlandes

diese köstlichen Sachen schon vor etwa dreißig Jahren hergestellt worden. Die eingemachten Kirschen, Pflirsche und Aprikosen entzückten die Eskimos derartig, daß ich gezwungen war, sie auf die Folgen eines allzu reichlichen Genusses dieser Delikatessen aufmerksam zu machen. Auch Kaffee, Tee, Zucker und Milch hatten durch die lange Lagerung nicht im geringsten gelitten. Der ganze Proviant war, kurz gesagt, so frisch, daß er ebensogut nur wenige Tage hätte alt sein können. Nur muß man hoffen, daß er einmal seinen Zweck erfüllt. Eine Expedition von vier oder fünf Mann kann sich getrost des Proviantes, wie auch der Ausrüstung während einer Überwinterung bedienen, ohne Gefahr zu laufen, irgend etwas von Bedeutung entbehren zu müssen.

Ursprünglich war es unsere Absicht gewesen, noch zwei Tage auf Kap Dalton zu bleiben, damit die Hunde, unter denen sich drei invalide befanden, sich gründlich ausruhen konnten.

Den ersten Tag nach unserer Ankunft benutzten meine Begleiter, um ihre mehr oder weniger beschädigten Schlitten wieder instand zu setzen, während ich selbst auf einem Ausflug in die Berge die Natur auf diesem Teil der Küste kennenzulernen suchte. Gegen Abend bedeckte sich der Himmel mit schweren grauen Wolken, die Temperatur stieg, und es begann heftig zu schneien. Wir beschloßen, schon am nächsten Morgen die Heimreise anzutreten.

Im Laufe der Nacht schlug das Wetter inzwischen wieder um, die Temperatur sank auf — 38 Grad Celsius, und als wir morgens vor das Depothaus traten, strahlte die Sonne wieder vom wolkenlosen Himmel auf die tiefverschneite Landschaft herab. Dennoch blieben wir bei der einmal ge-

troffenen Verabredung, denn die schlechten Eisverhältnisse an der Küste von Henryland ließen uns nicht ruhen.

Bevor wir aufbrachen, sagte ich noch einen kurzen Bericht über unsere Reise ab, der dann im Depothaus hinterlassen wurde. Nachdem nun die Tür gründlich versperrt worden war, traten wir frohen Mutes mit frischen, ausgeruhten Hunden die Heimreise an. Keiner von uns aber ahnte, welche Gefahren und Schwierigkeiten noch auf uns lauerten, ehe wir den Scoresbysund wiedererreichen sollten.

Der Sturm bricht los

Am Abend konnten wir auf die bisher größte Tagesstrecke zurückblicken, dank den gut ausgeruhten Hunden, die halb merkten, daß es wieder heimwärts ging.

Ohne einen Aufenthalt passierten wir das Henryland, überquerten den Römerfjord und gestatteten uns erst bei Einbruch der Dämmerung eine kurze Rast in der Mündung des Turnersundes. Schon mittags war es uns aufgefallen, daß eine schwere, bleigraue Wolke am nördlichen Horizont emporfroh und sich schnell über den ganzen nördlichen Himmel ausbreitete. Wir wußten, was das zu bedeuten hatte: ein Nordoststurm war im Anzug. Da konnte eine Woche vergehen, ehe wir wieder auf stilles Wetter hoffen durften. Und als wir jetzt im Schutze eines Eisblockes saßen und Tee tranken, kam plötzlich ein harter Windstoß durch den Turnersund. Eine Schneewolke wirbelte auf, Totenstille folgte, dann kam der zweite Stoß, und wenige Minuten später raste der Sturm durch den schmalen Sund, eine dichte Schneewolke vor sich hertreibend.

Trotz des dichten Schneegestöbers arbeiteten wir uns noch durch den Turnersund und erreichten schließlich bei vollständiger Dunkelheit die Nordküste der Turnerinsel an der Stelle, wo Josva den Bären erlegt und ein Fleischdepot an der Küste errichtet hatte, das uns nun gut zustatten kam.

Die ganze Nacht hindurch raste der Sturm, so daß wir am Morgen wenig erfrischt vom vielfach unterbrochenen Schlaf aufwachten. Auch jetzt noch tobte der Sturm mit unverminderter Kraft. Wir zogen es daher vor, eine Besserung des Wetters abzuwarten und vorläufig hierzubleiben.

Den ganzen Tag und auch die folgende Nacht warteten wir vergebens auf eine Veränderung im Wetter. Frühmorgens, nach einer schlaflosen Nacht, ging ich auf die Insel, um einen Überblick über die Eisverhältnisse zu bekommen. Noch hatte ich das Land nicht betreten, als ich beim Übersteigen eines Schneehügels plötzlich erschrocken stehenblieb. In einem stillen Augenblick sah ich durch den feinen Schneestaub, der die Luft erfüllte, daß mich eine breite Wasserrinne von der Insel trennte. Ich wandte mich um. Mein Gott, rings um uns tobte das Meer, überall hatte der Sturm das Eis aufgebrochen. Wir befanden uns auf einer Eishalbinsel, die nur noch durch eine wenige Meter breite Brücke mit dem landfesten Eis in Verbindung stand.

So schnell ich vermochte, lief ich nach dem Lager zurück. Auch dort hatte man bereits unsere gefährliche Lage bemerkt. Das Zelt war schon abgebrochen. In größter Eile wurden die Schlitten beladen, und schon wenige Minuten später fuhren wir über die schmale Brücke auf das landfeste Eis. Wir wählten die Richtung in den Deichmannsfjord, aber, o Schreck! — auch hier war das Eis unter der Küste aufgebrochen. Anscheinend hatten wir nun jede Verbindung mit

dem Land verloren. Auf der Stelle bogen wir nach Norden ab und kämpften nun gegen den Sturm auf die Manbyhalbinsel zu.

Zum erstenmal sah ich jetzt, was gute Schlittenhunde zu bedeuten haben. Dicht aneinandergedrängt, bis an die Brust im Schnee wattend, kämpften die starken Tiere gegen den peitschenden Treibschnee an. Unsere Rettung hing von ihrer Ausdauer ab. Wir selbst standen dem rasenden Element machtlos gegenüber und konnten uns nur mit größter Mühe auf den Beinen halten. Ab und zu mußten wir uns erschöpft auf den Schlitten werfen, so groß war der Druck des Sturmes. Uns zur Rechten peitschte der Sturm die Wellen über das Eis. Große Schollen brachen ab, Eisberge wurden befreit und segelten davon, und unterdessen wurde die Eisbrücke, auf der wir fuhren, schmaler und schmaler.

Glücklicherweise war das Eis noch fest mit der Manbyhalbinsel verbunden. Sobald wir aber das Land betraten, erfaßte uns der Sturm mit einer solchen Kraft, daß wir alle den Halt verloren und die Hunde sich winselnd in den Schnee drückten. Die ruhigen Pausen abwartend, arbeiteten wir uns dann Schritt für Schritt über die Halbinsel. Auch in der Bucht zwischen der Manbyhalbinsel und der Stewartinsel war das Eis aufgebrochen, nur ein schmaler Streifen zog sich die Küste entlang bis an die Mündung des großen Gletschers hinter der Stewartinsel. Hier hofften wir Schutz vor dem Sturm und einigermaßen sicheren Grund unter den Füßen zu finden. Unterwegs mußte ständig einer von uns auf Skiern den Hunden vorausgehen, da diese bei dem heftigen Schneegestöber leicht die Richtung verloren und wir dabei Gefahr liefen, dem Eisrand zu nahe zu kommen.

Im Angesicht des Todes — Wir übernachteten in einer Schneehöhle

Karl fand gleich eine kleine Bucht, die sich unmittelbar an die Gletscherwand lehnte und einen zuverlässigen Eindruck machte. Den Hintergrund bildete eine steile Eiswand — der Gletscher selbst —, während sich zu beiden Seiten hohe, senkrechte Felsen erhoben. Wir beschloßen, hier zu bleiben, bis sich das Sturmweather gelegt haben würde.

Die anscheinend geschützte Lage der Bucht hatte uns getäuscht; wir hätten schwerlich eine andere Stelle finden können, wo wir mehr der momentanen Kraft des Sturmes ausgesetzt waren. Möglicherweise hatte er auch die Richtung geändert, jedenfalls erreichte er im Laufe der folgenden Nacht seinen Höhepunkt, und ich lernte damals die größte klimatische Gefahr dieses Landes kennen.

Gegen Mitternacht weckte uns ein fernes Dröhnen und Gurgeln. Ich glaubte, es sei auf eine Bewegung des Gletschers zurückzuführen, und schenkte ihm keine Beachtung; als es sich aber in verstärkter Form wiederholte, behaupteten meine Begleiter, ein Orkan sei im Anzug, und trafen schnell die gewohnten Vorsichtsmaßregeln.

Wir glaubten uns in Sicherheit; doch sollten wir bald eines anderen belehrt werden. Noch bevor jemand daran dachte, war der Sturm über uns. Krachend brach das Zelt zusammen, eine große Öffnung klappte in der Rückwand, und mit dem nächsten Windstoß flatterte es wie ein Stück Papier davon. Augenblicklich füllten sich unsere Schlaffäcke mit Schnee. Jeder griff nach seinen Kleidungsstücken, um sie am Davonfliegen zu hindern. Wir waren gewohnt, nur mit

dem Unterzeug in den Schlaffsäcken zu liegen, und bekamen nun die grausame Kälte zu fühlen, die uns buchstäblich durch Mark und Bein ging. Wir suchten nach Möglichkeit ins Pelzzeug zu kommen. Den Grönländern glückte dies scheinbar ohne besondere Schwierigkeiten. Ich selbst aber wurde plötzlich von der lähmenden Wirkung der Kälte überfallen. Ich hatte ein Gefühl, als ob mir das Blut in den Adern zu Eis erstarre. Es war mir ganz unmöglich, den Entschluß zu fassen, nach einem Kleidungsstück zu greifen, und schließlich legte sich eine bleierne Müdigkeit über alle Glieder, so daß ich nicht einen Finger mehr rühren konnte.

Meine Begleiter mußten meinen Zustand bemerkt haben, denn als ich wieder aufwachte, lag ich in einem Haufen Pelzzeug an einer geschützten Stelle auf dem Eis mitten zwischen den Hunden. Erst mittags konnte ich wieder auf den Beinen stehen, behielt aber noch mehrere Tage hindurch ein behinderndes Kältegefühl im Körper.

An eine Fortsetzung der Reise war vorläufig nicht zu denken. Der Sturm dauerte fort; dann und wann flaute er etwas ab, aber nur, um nachher mit erneuter Kraft auf uns loszupeitschen.

Karl und Josva hatten inzwischen eine Höhle in eine Schneewehe gegraben, die sich an einen der steilen Felsen lehnte. Sie war gerade groß genug, daß wir alle dicht nebeneinander darin liegen konnten. Hier brachten wir nun eine schlaflose Nacht zu, während die Hunde winselnd vor Kälte auf dem Eis lagen, das der Sturm vollständig von Schnee gereinigt hatte.

Am folgenden Morgen standen wir einer neuen Gefahr gegenüber, die uns leicht den Heimweg hätte abschneiden können. Im Laufe der Nacht war der Eistrand bis auf den

Eingang der Bucht zurückgewichen. Von unserer Schneehöhle aus konnten wir auf das offene Wasser blicken. Nur die Bucht selbst war noch mit Eis bedeckt, wie lange dieses aber der tobenden See, die ununterbrochen große Brecher über den Eisrand schickte, standhalten konnte, war nur eine Frage der Zeit. Es darauf ankommen zu lassen, schien uns unverantwortlich; wir riskierten, alle Hunde zu verlieren, ebenfalls unsere Ausrüstung und die Schlitten, und würden dann allein wohl kaum nach dem Scoresbysund zurückfinden können.

Neue Schwierigkeiten – Die Rückkehr nach der Kolonie

Nur ein Ausweg stand uns noch offen. An der Stelle, wo sich der Gletscher unmittelbar an die Felswand lehnte, führte eine Schneewehe auf den Gletscher, sie war zwar steil, aber nicht unersteigbar. Wie wir jedoch dann in dem noch immer unvermindert tobenden Sturm über den Gletscher kommen und welche Verhältnisse wir jenseits der Stewartinsel finden würden, mußten wir der Vorsehung überlassen. Länger hierzubleiben, war auf keinen Fall anzuraten, schon der Hunde wegen, die wir seit unserm letzten Aufenthalt an der Turnerinsel nicht mehr hatten füttern können.

Nach zweistündiger, mühsamer Arbeit standen wir auf dem Gletscher. Da ich mich nicht wohl fühlte, gingen Karl und Josva ein kurzes Stück voraus, um den Gletscher zu untersuchen. Nach einer Stunde kamen sie zurück. Ihrer Meinung nach war der Gletscher bis an die Stewartinsel

gut passierbar. Hinter der Insel glaubten sie dagegen offenes Wasser gesehen zu haben. Das sicherste war daher, sich ständig auf dem Gletscher zu halten.

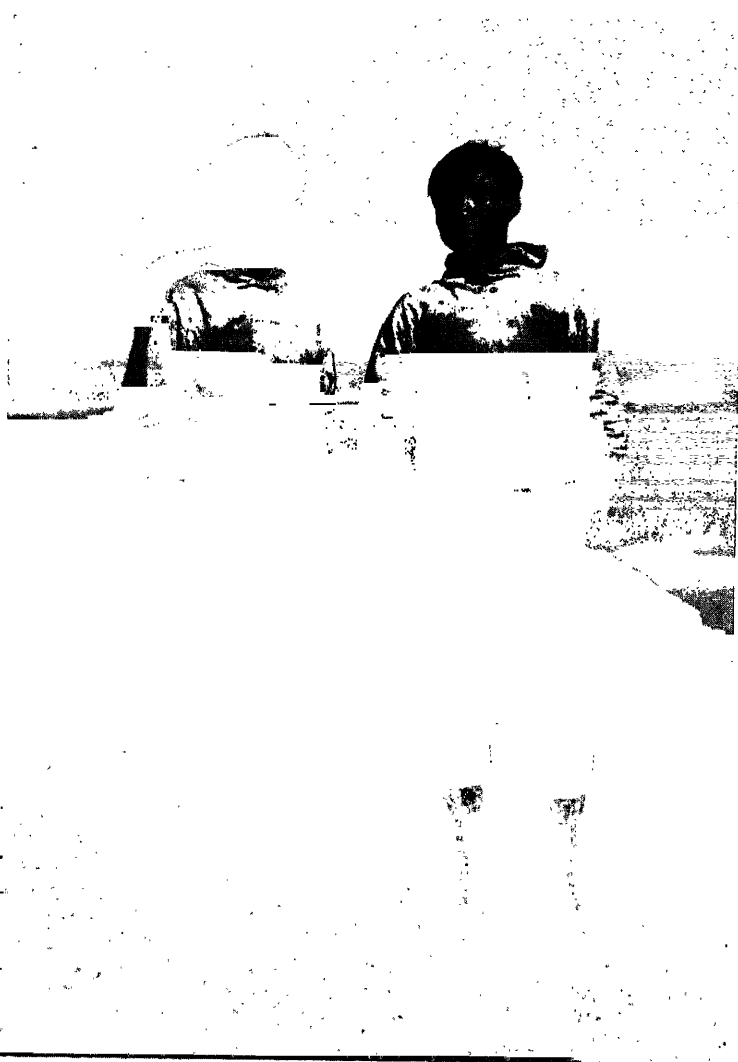
Als wir die Stewartinsel erreichten, sah es aus, als ob ein breiter Eisstreifen unter der Gletschermündung lag und wir auch die Nordküste der Insel erreichen konnten, wo wir ein Fleischdepot und zwei Bärenfelle hinterlassen hatten.

Leider aber hatten wir uns getäuscht, denn sobald wir in gleiche Höhe mit der Insel kamen, lag eine große Wasserfläche vor uns, die sich bis an die steile Eiswand der Gletschermündung ausdehnte und uns den Weg nach der Nordküste der Insel versperrte.

Es blieb nun nichts anderes übrig, als quer über die Gletschermündung zu fahren. Wenn sich nicht außerordentliche Schwierigkeiten in den Weg legten, konnten wir noch am Abend den ersten Gletscher erreichen, der uns mit dem Scoresbysund verband und an dessen Mündung wir auf dieser Seite der Küste ein Depot hinterlassen hatten.

Die Überquerung der Gletschermündung wurde das schwierigste Stück der ganzen Reise. Selbst die Grönländer behaupteten, daß sie auf ihren bisherigen Jagdreisen nichts Ähnliches erlebt hätten. Sich auf einer spiegelblanken, stark ansteigenden Eisfläche dauernd zwischen breiten, bodenlosen Spalten zu bewegen, großen Eisblöcken auszuweichen, die die geringste Berührung in Bewegung setzt, dann wieder über Abhänge zu gleiten, wo weder die Hunde noch man selbst festen Fuß fassen kann, und gleichzeitig gegen einen heftigen Schneesturm anzukämpfen, das ist etwas, was auf die Nerven geht.

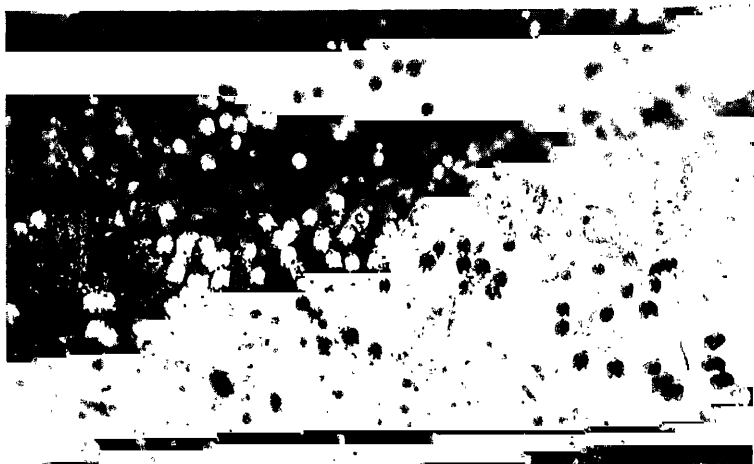
Wir fuhren dicht hintereinander und hatten ein Tau zwischen uns ausgespannt für den Fall, daß einer von uns beim



Die Begleiter auf den Streifzügen ins Innere des Jamesonlandes



Sumpflandschaft



Hochnordisches Heidekraut

Steuern des Schlittens den Halt verlor und Gefahr lief, in einen Abgrund zu stürzen. Erschwert wurde die Arbeit noch durch den Mutwillen der hungrigen Schlittenhunde, die weder auf die Peitsche noch auf Zurufe reagierten und aus irgendeinem unverständlichen Grund dauernd nach dem gähnenden Abgrund der Gletschermündung wollten. Als wir schließlich mehr tot als lebend wieder Land auf der anderen Seite des Gletschers erreichten, waren wir froh, hier ein leicht passierbares Flußtal zu finden, das uns schnell aus der unheimlichen Nähe der großen Eismasse brachte. Jetzt ließ der Sturm etwas nach. Eine Weile fuhren wir noch auf einer festen Eisdecke, dann hörte diese plötzlich auf, und an ihre Stelle trat ein schmaler, stark ausgewaschener Eisfuß, durchschnittlich nicht breiter als zwei bis drei Meter. Das Schlittenfahren auf diesem Eisfuß unter der stark ansteigenden Kiste war wieder ein gefährliches Unternehmen, da wir auf unseren weichen Pelztiefeln dauernd ins Rutschen gerieten und die Schlitten, die fast von selbst vorwärtsglitten, von dem ungleichmäßigen Ziehen der mehr gleitenden als laufenden Hunde oft in gefahrdrohende Nähe des Eisrandes kamen.

Plötzlich hörte aber auch dieser Eisfuß auf, und nun mußten wir über Land, wo der Sturm nicht eine Handvoll Schnee übriggelassen hatte. Die armen Tiere! Mit Aufbietung der letzten Kräfte zogen sie die schwerbeladenen Schlitten über die Steintrümmer, was man unter normalen Verhältnissen für Wahnsinn gehalten hätte. Trotz des eiskalten Windes entledigten wir uns der Pelzkleidung und halfen den ausgehungerten Tieren, so gut wir konnten.

Erst spät abends bekamen wir die Mündung des Gletschers in Sicht. Sobald haltgemacht wurde, warfen sich

die Hunde zwischen die Steine und schlofen auf der Stelle ein.

Eine große Enttäuschung wartete unser. Während Karl und Josva die Schlitten abluden und den Petroleumkocher hervorholten, ging Emil an den Strand hinab, wo das Depot lag. Wir erwarteten, ihn mit ein paar Bärenschinken beladen zurückkehren zu sehen, und freuten uns schon auf eine Mahlzeit Bärenfleisch mit der wohlschmeckenden Bouillon. Als er aber eine Weile später mit leeren Händen wieder auftauchte, wußten wir, was geschehen war: das Depot war ausgeraubt worden, wahrscheinlich von Bären.

Wir taten die Hunde leid, die nun wieder eine Nacht und einen Tag ohne Nahrung zubringen mußten.

In dieser Nacht plagte uns eine scheußliche Kälte, dazu kam das Heulen und Winseln der hungrigen Tiere, so daß wir immer wieder aus dem Schlaf aufgeweckt wurden. Eine Hündin meines Gepäckes lag die ganze Nacht mit dem Kopf in der Öffnung meines Schlaffackes. Sie verhielt sich ganz ruhig und benahm sich so rücksichtsvoll, daß ich ihr dieses Vorrecht nicht verweigern konnte, zumal wir uns gegenseitig erwärmten.

Beim ersten Morgengrauen waren wir wieder auf den Beinen; schnell wurden die Schlitten beladen und die Hunde vorgespannt, bestand doch die Möglichkeit, daß wir schon im Laufe der nächsten Nacht die Kolonie wieder erreichen konnten.

Das Passieren des Gletschers legte uns aber größere Schwierigkeiten in den Weg, als wir gedacht hatten. Ein Stück vor der Mündung hatte der Sturm derartig den Schnee aufgewühlt, daß das Gelände einem Riesenackerfeld glich mit ungefähr fünfzig Zentimeter tiefen Furchen. Da-

bei war der Schnee steinhart gefroren. Das Schlittenfahren auf diesem höckerigen Schneefeld war eine langwierige Arbeit und nahm den ganzen Vormittag in Anspruch. Als wir dann den Gletscher betraten, brach der Schneesturm wieder los, der ununterbrochen wütete, bis wir spät am Nachmittag mit erschöpften Hunden den Gipfel des Gletschers erreichten.

Der Abstieg ging verhältnismäßig schnell vor sich, zumal wir das Gelände von der Ausreise her gut kannten. Leider hatte Josva das Unglück, unmittelbar über der steilen Gletschermündung die Macht über seinen Schlitten zu verlieren, der dann mit den Hunden in die Tiefe stürzte und auf dem Eis in Stücke zerbrach. Die Hunde kamen aber mit heiler Haut davon.

Wie mit einem Schläge hörte jetzt der Schneesturm auf, die Abendsonne brach durch und huschte in langen, goldroten Streifen über das Eis, und vor uns lag wieder die mächtige Eisebene der Fjordmündung. Wir hatten befürchtet, daß das Fjordeis unter der Gletschermündung dem Sturm, der ohne Zweifel auch hier gewüthet haben mußte, nicht hatte standhalten können, wurden aber angenehm überrascht, es in derselben Form wiederzufinden, wie wir es verlassen hatten.

Unsere erste Frage, als wir auf das Fjordeis traten, war: Hatten die zerstörungslustigen Bären das hier niedergelegte Depot verschont, oder sollten wir auch hier dieselbe Enttäuschung erleben wie gestern abend? Mit fieberartiger Hast wurde im Schnee gegraben, zweimal war die Mühe vergebens, und schon begannen wir zu zweifeln, da endlich stieß der Büchsenkolben auf einen Kistendeckel, die Pemmikanboxen kamen zum Vorschein, daneben die Robbe, alles war unverfehrt. Die hohe, vom Sturm darübergewehrte Schnee-

lage hatte das Depot vor den unersättlichen Bären und Füchsen geschützt.

Mit der Eisart wurde die hartgefrorene Robbe geöffnet. Saftiger Speck und dunkelrotes Fleisch kamen zum Vorschein, und hungrig, wie wir waren — wir hatten heute nur einen Schluck Tee und etwas Reis genossen —, schmaus-ten wir von dem rohen Fleisch und Speck und der im gefrorenen Zustand besonders wohlschmeckenden Leber in der festen Überzeugung, daß uns eine Mahlzeit lange nicht so gut geschmeckt hatte. Den Rest verschlangen die Hunde im Laufe weniger Augenblicke. Nachdem nun noch Josvas Schlitten so weit wiederhergestellt worden war, daß er einigermaßen zusammenhielt, grub sich jeder ein Lager in den Schnee, doch in respektvoller Entfernung von den überhängenden Eisblöcken, und froch dann mit seinem besten Freund, dem Schlaffack, in die Vertiefung. Hier lagen wir warm und geschützt vor der stillen, beißenden Kälte und wachten erst wieder auf, als die Sonne schon über der Fjordmündung stand.

Nach den zahlreichen Beschwerden der letzten Tage empfanden wir es jetzt wie eine Erholung, wieder auf ebener Fläche fahren zu können, ohne gleichzeitig gegen einen Schneesturm ankämpfen zu müssen. Der tiefe lose Schnee, der uns während der Ausreise so große Schwierigkeiten gemacht hatte, war nun hart gefroren. Wir konnten auf den Schlitten sitzen und die Hunde wieder einmal aus Leibeskräften laufen lassen.

Gegen Mittag stießen wir auf vier Bärenjäger, die uns schon aus bedeutender Entfernung entdeckt hatten und uns entgegengefahren waren. Eine kurze Rast wurde gemacht, meine Begleiter fanden Gelegenheit, immer und immer wie-

der von unseren Bärenjagden zu erzählen, von den lebensgefährlichen Situationen und von dem Depot, in dem soviel wohlschmeckendes Essen lag, wie sie es vorher nie gesehen hatten.

Ole, einer der Bärenjäger, wollte absolut der erste sein, der die Nachricht von unserer Rückkehr nach der Kolonie brachte. Ein anderer Bärenjäger stellte ihm seine Hunde zur Verfügung, und mit einem doppelten Gespann von insgesamt zwanzig Hunden fuhr er im Eiltempo nach der Kolonie, um unsere Ankunft zu melden.

Als wir spät nachmittags in Begleitung eines größeren Gefolges dort eintrafen, wehten uns die Flaggen von allen Gebäuden entgegen, und Männer, Frauen und Kinder hatten sich vor dem Verwalterhaus eingefunden, um uns zu bewillkommen.

Im Jamesonland

Seit meiner Rückkehr von Kap Dalton hatte ich verschiedene kürzere Reisen nach der Westküste des Jamesonlandes und nach dem Hurry Inlet unternommen, hauptsächlich in der Absicht, das Tier- und Pflanzenleben unter den sich ändernden klimatischen Verhältnissen kennenzulernen; gleichzeitig hatte ich Gelegenheit gefunden, meine naturwissenschaftlichen Sammlungen zu bereichern.

Inzwischen ging der Mai seinem Ende entgegen, es begann wärmer zu werden. Die Zeit der Mitternachtssonne war angebrochen, und lange sollte es nicht mehr dauern, bis die großen Gletscherbäche ihre Umhüllungen sprengten und ihre Wassermengen polternd auf das Fjordeis hinaus schickten.

Es war meine Absicht, während des Frühjahres und Sommers die Standquartiere der wenigen hochnordischen Landsäugetiere im Innern des Landes aufzusuchen, und hatte zu diesem Zweck einen längeren Aufenthalt im Jamesonland geplant, dessen große eisfreie Einöden einen Lieblingsaufenthalt dieser Tiere bilden. Begünstigt wurde diese Arbeit noch dadurch, daß das Land von den Eskimos auf ihren Jagdreisen bisher noch nicht besucht worden war. — Überhaupt begibt sich der Eskimo nur selten und ungern in das Innere des Landes. Sein Jagdrevier sind der Fjord und die Küste, und nur im Herbst, zur Zeit der Beerenreife, suchen Frauen und Kinder truppweise die vegetationsreichen Flußtäler auf, um hier nach dem wohlschmeckenden Löwenjahn zu suchen, der von den Eskimos als eine Delikatesse betrachtet wird und auch wirklich nicht übel schmeckt, wenn man ihn zusammen mit Robbenspeck isst.

Schon Ende Mai ließ ich meine Zelte auf Schlitten nach der Westküste des Jamesonlandes transportieren und folgte selbst in den ersten Tagen des Juni nach. Meine Begleiter waren zwei junge, reinrassige Eskimos, die mich schon auf früheren Reisen begleitet hatten und daher mit meiner Arbeit gut Bescheid wußten. Das Wichtigste für mich aber war, daß sie gute Jäger waren, da ich bei meiner Sammlertätigkeit und der vorwiegend photographischen Beschäftigung nur wenig Gelegenheit hatte, mich mit der Jagd zu befassen, und dies daher ganz den Eskimos überlassen mußte, was sie auch am meisten interessierte.

Bei den schlechten Reiseverhältnissen, die in Grönland im Sommer im Innern des Landes herrschen, und den überaus schwierigen Transportverhältnissen hielt ich es für das Beste, ein festes Lager zu haben, das möglichst zentral gelegen war,

so daß es als Ausgangspunkt unserer Streifzüge nach dem Innern des Landes dienen konnte und auch von der Fjordküste leicht zu erreichen war, da wir uns von dort aus mit frischem Fleisch versorgen mußten.

Im Nachfolgenden will ich unsere eigenen Erlebnisse, soweit sie nicht von ganz besonderem Interesse sind, gegenüber der Schilderung des Pflanzen- und Tierlebens in den Sintergrund treten lassen, da der hier behandelte Stoff nur wenig bekannt ist und gerade für die Allgemeinheit vielerlei Neues bietet.

Hochnordisches Pflanzenleben

Hierzulande ist man oft der Ansicht, daß es in den hohen Breiten keinen eigentlichen Sommer gebe. Man stellt sich ein Land vor, das das ganze Jahr hindurch von Eis und Schnee bedeckt ist, das die Sonne nicht auftauern kann und daher zu einer ewigen Eismüste wird, in der weder Tiere noch Pflanzen gedeihen können. Soweit man hierbei an das eigentliche Innere Grönlands denkt, hat es seine Richtigkeit. Eine riesige Eismasse bedeckt wie ein ungeheurer Schild das Innere dieser großen Insel, läßt alle Unebenheiten des Landes unter sich verschwinden und dehnt sich stellenweise sogar bis an die Küste aus. Wir nennen es Inlandeis, die größte zusammenhängende Eismüste, die die Arktis aufzuweisen hat und die an Größe nur vom Inlandeis der Antarktis übertroffen wird. Die Sonnenwärme steht dieser mächtigen Eisfläche, die man auch einen riesigen Gletscher nennen könnte, machtlos gegenüber, und alle Lebewesen sind aus ihrem Bereiche verbannt. Von der Gesamtfläche Grön-

lands mit 2 174 000 Quadratkilometer sind 1 848 000 Quadratkilometer vom Inlandeis bedeckt, dessen ungefähre Meereshöhe 700 bis 800 Meter beträgt.

Es wäre aber falsch, ganz Grönland nach seinem Innern zu beurteilen.

Ohne Zweifel hat das Inlandeis einmal die ganze Insel bedeckt, ist aber dann von der Küste zurückgetreten und hat hier einen eisfreien Landstreifen hinterlassen, der sich heute mit nur wenigen Unterbrechungen um ganz Grönland zieht. Die Breite dieses eisfreien Landstreifens an der Küste ist großen Verschiedenheiten unterworfen. Seine größte Ausdehnung erreicht er am Scoresbysund — eine Folge der tief in das Land einschneidenden Wasserstraßen in Form von kleinen Fjorden und Sunden.

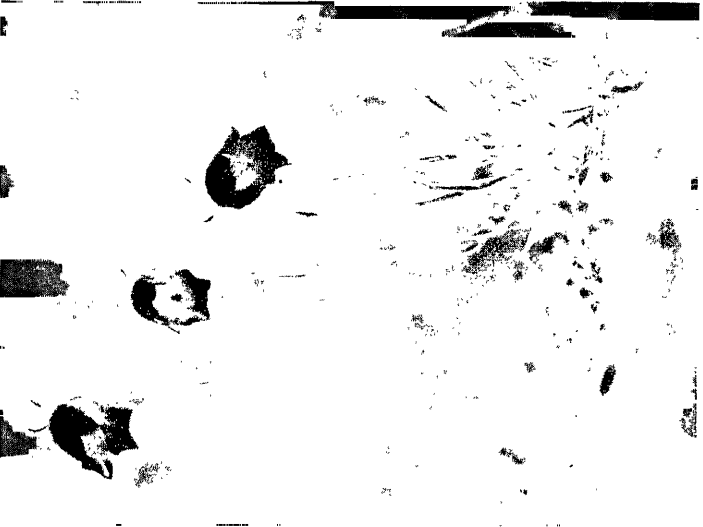
In diesen eisfreien Küstenländern sind die Bedingungen für die Existenz eines Pflanzen- und Tierlebens gegeben, wenn auch — nach unseren Begriffen — in bescheidenem Umfang, und hier gibt es, trotz der unmittelbaren Nähe des ewigen Eises, einen Sommer, wie man sich ihn schöner und reiner kaum denken kann.

Als wir in den ersten Tagen des Juni unser Lager im Jamesonland bezogen, war das Gelände überall noch mit Schnee bedeckt, obwohl die eigentliche Schneeschmelze schon eingetreten war und man hier und da schon das Plätschern kleiner Schmelzwasserbäche unter der Schneedecke hören konnte; aber nirgends in der Umgebung des Lagers war von dem Vorhandensein eines Pflanzenlebens eine Spur zu sehen.

Wenige Tage später strich ein lauer Südwest über das Land, und es regnete ununterbrochen einen ganzen Tag hindurch. Nun begannen die ersten schneefreien Flächen



Artifizieller Stroh



Die grünfärbliche Glodenblume



Flußtal im Jamesonland



Moschusochse vor seinem Feind

Wenige Sekunden nach der Aufnahme wurde der Hund von dem wilden Ochsen in die Luft geschleudert und dann zerstampft

aufzutreten. Wer beschreibt aber mein Erstaunen, als ich eines Morgens vor die Zeltöffnung trat und mich inmitten der blühenden Heide befand, in der Hummeln und bunte Tagfalter geschäftig von Blüte zu Blüte eilten, als wenn dieses immer so gewesen wäre. Genau dieselbe Beobachtung machte ich dann auf unseren Streifzügen in das Innere des Landes: Eines Morgens waren alle bewachsenen Hänge mit Blumen übersät, an den Bachufern breiteten sich dicke grüne Moospolster, und überall auf den mehr trockenen Höhen lag der gelbweiße Blütenteppich der hochnordischen Heide. Obwohl das Land vor kaum acht Tagen noch unter tiefem Schnee begraben war, hatte die Kriechweide schon ihre großen, saftigen Blätter entfaltet und sich mit niedlichen Rätzchen geschmückt, und auch die Beerensträucher prangten schon in neuem, frischem Grün. In den feuchten Niederungen, in denen das Schmelzwasser nicht ablaufen konnte, schoß das Gras, wie von Zauberhand gehoben, aus dem saftigen Moos empor; hier und da waren ganze Niederungen mit dem weißen Blütenflor des Wollgrases bedeckt, und selbst an den trockensten Stellen, zwischen Ries und losem Steingeröll, suchte der schöne, weiß und rot gefärbte Eishahnenfuß seinen Platz zu behaupten.

Mit erstaunlicher Schnelligkeit entfaltete sich dieses bodenständige Pflanzenleben in all seiner beispiellosen Bedürfnislosigkeit, aber dennoch in einer Fülle und Pracht, daß es den Reisenden nach den zahlreichen Entbehrungen des langen Winters in Entzücken versetzte.

Der hochnordische Sommer ist nur von kurzer Dauer. Erst in der ersten Hälfte des Juni hören die kalten Nachtfroste auf, unmittelbar darauf nimmt die eigentliche Schneeschmelze ihren Anfang. Und schon Ende August und Anfang Sep-

tember hält der Herbst seinen Einzug, worauf einen Monat später wieder der Winter folgt. In dieser kurzen Zeit müssen die Pflanzen mit Wachsen, Blühen und Samenreife fertig sein; nur während des kurzen Sommers steht ihnen genügend Sonnenwärme zur Verfügung, die ein Gedeihen ermöglicht. Um nun möglichst viel von der warmen Jahreszeit zu profitieren, bereiten sich die meisten Pflanzen schon im Frühjahr, während sie noch unter tiefem Schnee begraben liegen, auf den kommenden Sommer vor. Hier schwellen ihre Knospen, neue Keime sprießen hervor, die Blätter beginnen sich zu entwickeln, und auf diese Weise sind sie imstande, unmittelbar ihre Blütenpracht zu entfalten, sobald das Lauwetter sie von der Schneelast befreit und die ersten Sonnenstrahlen sie treffen. Daher das plötzliche Aufblühen der Pflanzen zu Beginn des Sommers, das jeden Beobachter unwillkürlich in Erstaunen setzen muß.

Ein ähnlicher Vorgang findet auch in der Wüste nach starkem Regen statt.

Alle hochnordischen Bäume, wie die Zwergbirke und die Polarweide, vermögen sich kaum von dem Erdboden zu erheben und schmiegen sich dicht an den von der Sonne erwärmten Boden an, um möglichst viel von dessen Wärme zu bekommen.

Dies schließt aber nicht die Möglichkeit aus, daß einzelne Pflanzen an besonders geschützten Stellen größer und üppiger entwickelt sein können, als dies im allgemeinen der Fall ist.

So fanden wir in dem mehr geschützt gelegenen Innern des Jamesonlandes eine weit größere Flora als in der Umgebung unseres Lagers an der Westküste des Landes. Am deutlichsten trat dieser Unterschied bei dem gelbblühenden

arktischen Mohn hervor, der in einigen Flußtätern im Innern des Landes mehr als doppelt so groß war als in der Nähe der Fjordküste. Dasselbe traf auch bei der Sternmiere und der nordischen Glockenblume zu. Selbst das Seidekraut war stellenweise im Innern des Landes so üppig entwickelt, daß es uns handbreit über die Fußknöchel reichte; in dieser Form bedeckte es oft riesige Flächen. Je weiter wir in das Innere des Landes vordrangen, desto mehr setzte mich der reiche Pflanzenwuchs in Erstaunen. Selbst die Eskimos wunderten sich darüber und taufte das Land: Nuna pepapajug (sprich: berkrikaio).*

Von all diesem sieht aber der Fremde, der sich während eines kurzen Sommerbesuches des bequemen Reiseweges im Motorboot die Fjordküste entlang bedient, nur wenig, und daher stammen wohl auch unsere oft falschen Vorstellungen vom Pflanzenleben in den hochnordischen Breiten.

Daß man auch in diesem bisher als öde verschrienen Teil Grönlands durch künstliche Nachhilfe einen noch reicheren Pflanzenwuchs erzielen kann, zeigen deutlich die alten Eskimosiedlungen, auf deren ehemaligen Düngerhaufen heute das Gras so üppig steht, daß man sich auf eine norwegische Alm ver setzt glauben könnte.

Während meiner ersten Überwinterung am Scoresbysund machten wir im Sommer 1925 einen Versuch mit europäischen Radieschen. An einer geschützten Stelle wurde Anfang Juni der Samen in die Erde gelegt und das Beet nachts mit einem Sack zuge deckt. Ende Juli ernteten wir dann die schönsten roten Radieschen, was anfangs keiner von uns hatte glauben wollen.

* Fruchtbares Land.

Hochnordisches Tierleben

Der Moschusochse

Erst Mitte Juni war die Schneeschmelze so weit fortgeschritten, daß wir ernstlich daran denken konnten, unserer Hauptaufgabe, der Erforschung des Tierlebens im Innern des Landes, näherzutreten. Zunächst widmeten wir unsere Aufmerksamkeit ausschließlich dem Moschusochsen, dem merkwürdigsten und interessantesten aller arktischen Landsäugetiere.

Inzwischen hatte ich einige kürzere Streifzüge in den südlichen Teil des Landes unternommen, war hier aber bald zu der Überzeugung gekommen, daß dieses Flachland von dem Moschusochsen nicht bevorzugt wurde, wahrscheinlich weil seine Lieblingsnahrung, die Kriechweide, hier infolge des lehmigen Bodens sehr selten und das Gelände fast ausschließlich mit Heidekraut bewachsen war. Einige alte Stiere schienen sich hier aber dennoch aufzuhalten, jedenfalls fanden wir ihre noch frischen Fährten im feuchten Uferland eines Baches.

Wir konnten nun mit Sicherheit annehmen, daß sich die Rudel in dem mehr gebirgigen nördlichen Teil des Landes aufhalten mußten, und beschlossen, diesen auf einer mehrtägigen Wanderung zu durchstreifen. Und wir hatten uns nicht geirrt. Schon am zweiten Tag fanden wir die Fährte eines großen Rudels, der wir folgten. Die Ochsen waren in ein Flußtal gewechselt, hatten zweimal den reißenden Bach überquert und sich dann auf einer Schneewehe niedergetan, wo sie sich anscheinend mit Wohlgefühl in dem feuchten Schnee gewälzt hatten, denn wir fanden eine Menge

Winterwolle. Von hier aus führte die Fährte ein großes Stück jenseits des Flußtales. Überall, wo die Tiere an großen Steinen vorbeigekommen waren, hatten sie sich die Winterwolle abgescheuert, die in großen Büscheln vom Wind bis in den Bach hinabgeweht war. Noch einmal hatten sie den Gletscherbach überquert, und hier fanden wir schließlich das ganze Rudel auf einem grünen Abhang, teils äsend, teils der Ruhe pflegend.

Wohlweislich hatten wir unsere Hunde im Lager zurückgelassen, denn diesen gegenüber wird der Moschusochse leicht zum gefährlichen Gegner, der schon aus beträchtlicher Entfernung den vermutlichen Feind angreift. Von uns nahmen die Ochsen dagegen, solange wir uns innerhalb einer bestimmten Entfernung hielten, kaum Notiz, obwohl sie uns schon lange bemerkt haben mußten.

Im Gänsemarsch pirschten wir uns vorsichtig heran und machten in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritten halt.

Da endlich erhob sich der etwas abseits liegende Leitstier, äugte uns eine Weile an, wobei er deutlich hörbar die Luft durch die Nüstern zog. Dann schüttelte er seinen mächtigen Pelz und näherte sich langsam und bedächtig, als ob nichts in der Welt imstande wäre, ihn aus der Ruhe zu bringen, den anderen Mitglieðern des Rudels, die ihn mit sichtlicher Ungeduld erwarteten.

Sobald er in ihrer Mitte war, stellte sich das ganze Rudel in einer langen Reihe dicht nebeneinander mit der Front gegen uns auf und verharrte unbeweglich in dieser Stellung. Nur der Leitstier, der auf dem rechten Flügel stand, drehte dann und wann sein mächtiges Haupt und sah an dem auf-

gestellten Rudel entlang, gleichsam um sich davon zu überzeugen, daß auch noch jeder auf seinem Platz stand.

Wir sahen nun, daß das Rudel außer dem Leitstier noch aus vier Kälben bestand mit je einem Kalb und drei Jungtieren. Die Kälber, die kaum älter als zwei Monate sein konnten, waren schon ziemlich herangewachsen. Sie standen zwischen den dicht zusammengedrängten Kälben, so daß man nur hier und da eine weiße Stirn aus der Wolle der Muttertiere hervorragen sah.

Diese geringe Neigung zur Flucht und dieses trotziges Verhalten bei der Annäherung eines Menschen hat den Moschusochsen leider dem Aussterben nahegebracht. Sein Vorkommen beschränkt sich heute nur noch auf einige wenige Stellen im arktischen Nordamerika und auf die Nordostküste Grönlands.

Während man ihn aber in Kanada gesetzlich geschützt und unter Naturschutz gestellt hat, ist er auf der Nordostküste Grönlands, mit Ausnahme des Scoresbyundgebietes, in dem sein Abschuß jetzt auch verboten ist, noch hienloses Wild und hat hier viel unter den Nachstellungen norwegischer Robbenfänger zu leiden, die ganze Rudel niederschießen, nur um der Kälber habhaft zu werden, die sie dann für schnöden Gewinn an zoologische Gärten verkaufen. Mit diesen Kälbern wurden auch Akklimatisierungsversuche angestellt, besonders auf Spitzbergen, in Lappland, und neuerdings auch auf Island. Alle diese Versuche sind aber aus leicht erklärlichen Gründen mißglückt.

Auf dem letzten skandinavischen Naturforscherkongreß in Kopenhagen im August 1929 wurde von dänischer Seite energisch darauf hingearbeitet, den Moschusochsen in ganz Grönland zu schützen. Ein endgültiges Resultat ist noch nicht

erreicht, doch muß man hoffen, daß diese Bestrebungen Frucht tragen, ehe es zu spät ist. —

Ich setzte mich auf einen nahen Felsblock und betrachtete das vor mir stehende Rudel aufmerksam durch das Glas. Nicht die geringste Bewegung konnte ich wahrnehmen. Unbeweglich, wie Steinblöcke, standen sie da mit den schweren Köpfen tief über dem Erdboden, bereit, uns über den Haufen zu rennen, falls wir es wagen sollen, ihnen näher zu rücken.

Gegenüber dem Wolf, dem Erbfeind des Moschusochsen, ist diese Verteidigungsmethode sicher die einzig richtige. Selbst ein ganzes Rudel Wölfe würde nicht imstande sein, diese horngepanzerte Mauer zu durchbrechen. Und daß der Moschusochse auch für einen Wolf ein nicht zu verachtender Gegner ist, habe ich oft in Fällen, wo Moschusochsen von Schlittenhunden angegriffen wurden, Gelegenheit gehabt zu beobachten. Jedesmal, wenn sich zwischen Schlittenhunden und Moschusochsen ein ernsthafter Kampf entwickelte, endete dieser mit dem Tod der Hunde. Mit erstaunlicher Fertigkeit ergriffen die Ochsen die auf sie eindringenden Hunde mit ihren spitzen Hörnern, schleuderten sie hoch in die Luft und bohrten ihnen, sobald sie wieder auf den Erdboden kamen, von neuem die furchtbare Waffe in den Leib, der buchstäblich der Länge nach aufgerissen wurde, so daß die Eingeweide sich um die Hörner wickelten. Dann stellten sie sich mit den Borderläufen auf das verendete Opfer, bereit, dem nächsten Gegner, der es wagen sollte, ihnen zu nahe zu kommen, in gleicher Weise den Garaus zu machen.

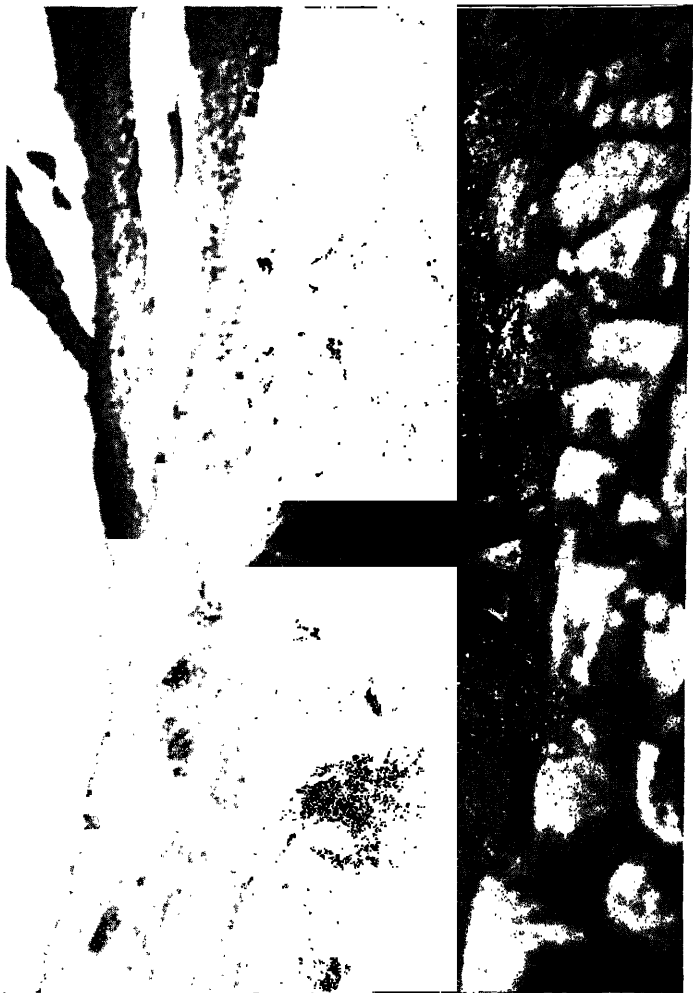
Hat man erst einmal einem solchen Kampf beigewohnt, geht man gern den scheinbar gleichgültigen und trägen Tieren aus dem Weg, denn als wehrhafter Pflanzenfresser

betrachtet der Moschusochse zu guter Letzt doch jedes größere Wesen, das in seine Standquartiere eindringt, als seinen Feind. Und kann man im Falle eines Angriffs dem Zeitstier nicht eine Kugel in den Leib jagen, wird es einem nicht besser ergehen als den vorerwähnten Hunden.

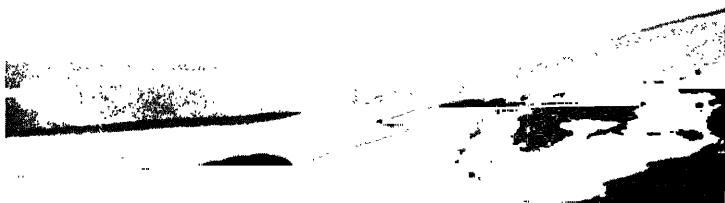
Unter den zahlreichen Begegnungen mit Moschusochsen, die ich während meines dreijährigen Aufenthaltes am Scoresbysund hatte, geschah es mehrere Male, daß ich nur mit knapper Not dem schrecklichen Tod entging, von den spigen Hörnern dieser wehrhaften Wiederkäuher erdolcht zu werden.

Im Oktober 1924 wurden wir an der Liverpoolküste in einem heftigen Schneegestöber von einem Rudel angegriffen, das, sobald es uns erblickte, und ohne jede Veranlassung, schon aus bedeutender Entfernung auf uns losstürmte. Wir selbst standen bis an die Hüften im Schnee, an eine Flucht war daher nicht zu denken. Erst im letzten Augenblick, als die wütenden Ochsen kaum zehn Schritte von uns entfernt waren, gelang es mir, den Zeitstier durch eine Kugel in die Brust aus der mit Sand und Schnee gefüllten Büchse zu erlegen. Augenblicklich hielt das ganze Rudel inne, bewindete eine Weile den gefallen Führer und wurde dann in seiner eigenen Fährte wieder flüchtig.

Ein derartig aggressives Auftreten des Moschusochsen dem Menschen gegenüber gehört aber doch glücklicherweise zu den Seltenheiten, denn sonst ließe sich ein Abschußverbot in den von Eingeborenen bewohnten Ländern niemals mit Erfolg durchführen. In der Regel kann man davon ausgehen, daß der Moschusochse dem Menschen gegenüber eine abwartende Stellung einnimmt; nicht selten sucht er auch sein Heil in der Flucht. Er ist eben in seinem Auftreten ebenso un-



ഭീമ മോക്ഷസാധി



Ein Rudel Moschusochsen



Junge Eishafen

berechenbar wie jeder andere wehrhafte Pflanzenfresser in freier Wildbahn.

Außer in Rudeln tritt der Moschusochse auch einzeln auf. Auf unserem zehntägigen Streifzug durch den nördlichen Teil des Jamesonlandes trafen wir, neben etwa dreißig Rudeln, eine doppelt so große Anzahl einzelner Stiere an, die sich immer in respektvoller Entfernung von diesen hielten. Es waren in der Regel — aber nicht immer — ältere Stiere, die bei dem alljährlichen Paarungskampf einen überlegenen Rivalen gefunden hatten und ausgestoßen worden waren. Nun befanden sie sich auf der Suche nach einem anderen Rudel, dessen Leitung sie eventuell übernehmen konnten, falls es ihnen gelang, den Leitstier im Zweikampf zu überwinden. Natürlich befanden sich viele altersschwache Burschen unter ihnen, die es für immer aufgegeben hatten, an dem Paarungskampf teilzunehmen.

Diese einzelnen Stiere waren in ihrem Benehmen uns gegenüber bei weitem nicht so gefährlich wie die Rudel. Einige von ihnen setzten sogar jede Vorsicht hinten und kamen uns entgegengeläufen, um uns eine Weile aus geringer Entfernung anzugucken, wobei sie mit den Vorderläufen den Boden schlugen und gefährdrohend durch die Rüstern schnaubten, genau so, als ob ein Leitstier sein Rudel auf den unmittelbar bevorstehenden Angriff vorbereitet. Niemals aber wurden wir auch nur von einem dieser Stiere im geringsten belästigt, während die Rudel uns oft zu großen Umwegen zwangen, um einem Zusammenprall mit ihnen aus dem Wege zu gehen.

Für meine photographischen Arbeiten waren diese einzelnen Stiere ein dankbares Objekt. Während ich mich an ein Rudel selten näher als bis auf zwanzig Schritte heranwagen

konnte und obendrein noch meine Begleiter mit schußbereiter Waffe neben mir hatte, ließ sich ein einzelner Stier bei Beobachtung einiger Vorsicht, auch ohne jede Deckung, bis zu vier und fünf Schritt anpirschen. Nur mußte man die größte Vorsicht beachten; eine hastige Bewegung konnte den mißtrauisch gewordenen Stier leicht zu plötzlichem Angriff veranlassen. Ganz ungefährlich war dieses Unternehmen daher keineswegs, aber nichts war mit der Freude zu vergleichen, wenn ich nachher beim Entwickeln der photographischen Platten einige gut gelungene Aufnahmen von diesem seltenen Wild in der Hand hielt.

Der Polarwolf

Nur die wenigsten wissen, daß auch der Wolf in den menschenleeren Ländern des höchsten Nordens beheimatet ist. Doch ist es nicht derselbe graue Wolf, der den russischen und sibirischen Bauern das Dasein verbittert, sondern eine besondere hochnordische Art, die das ganze Jahr hindurch ein weißes Haarkleid trägt. Der weiße Wolf ist das seltenste hochnordische Landsäugetier. Er bewohnt nur die Länder des höchsten Nordens, und sein Verbreitungsgebiet fällt mit dem des Moschusochsen zusammen. Die Eingeborenen kennen ihn unter dem Namen „Umarok“, doch nur die wenigsten von ihnen haben ihn jemals gesehen. Auch von den Polarreisenden ist er bisher nur vereinzelt beobachtet worden, und nur in einzelnen Fällen ist es geglückt, in den Besitz des von europäischen und amerikanischen Museen hochbezahlten Balges zu kommen. Unsere Kenntnis von der Lebensweise des hochnordischen Wolfes ist daher verschwindend gering, wissen wir doch bis heute noch nicht, wo die Wölfin ihre Jungen wirft und wie diese im ersten Jugend-

kleid aussehen, das wahrscheinlich dunkler als das Haarleid der alten weißen Wölfe ist.

Im Scoresbysund scheint der Polarwolf im nördlichen Teil des Jamesonlandes seinen festen Aufenthalt zu haben. Jedenfalls habe ich ihn hier wiederholt beobachtet, sowohl im Sommer als auch im Winter. Gewöhnlich hatten sich zwei oder drei Wölfe zusammengeschlossen, die dann gemeinsam ihr Revier durchstreiften; einzeln habe ich niemals einen gesehen.

Als wir im September 1924 zum erstenmal die Westküste des Jamesonlandes bereisten, wurden wir oft von Wölfen belästigt, aber nur des Nachts, wo sie unsere Hunde überfielen und von unseren Fleischvorräten stahlen. Sie folgten uns ununterbrochen, wurden aber niemals am helllichten Tage gesehen, denn dazu ist auch der weiße Wolf viel zu schlau, trotzdem er in diesem Fall wohl kaum Gelegenheit gefunden haben konnte, den Menschen kennenzulernen.

Daß der Polarwolf in Nordostgrönland in erster Linie dem Moschusochsen nachstellt, läßt sich wohl kaum bezweifeln, obwohl dieses bisher noch nicht einwandfrei beobachtet worden ist. Meiner Ansicht nach sind es aber nur die kranken und altersschwachen Tiere, denen der Wolf gefährlich werden kann, denn, wie bereits erwähnt, besitzt der gesunde Moschusochse in seinen kräftig entwickelten Hörnern eine ausgezeichnete Waffe, mit der er sich jedem Feind gegenüber erfolgreich verteidigen kann.

Auf einer Schlittenreise im Juni 1925 fand ich auf der Ostküste des Hurry Inlet eine frisch gerissene Moschuskuh mit durchbissener Gurgel. Zweifellos war dieses das Werk eines Polarwolfes. Während unseres Aufenthaltes im Innern des Jamesonlandes fanden wir oft Fährten von

Wölfen, aber nur einmal, spät abends, sahen wir zwei Wölfe über einen Abhang ziehen. Ein gleich vorgenommener Jagdversuch mißglückte, da wir uns ohne jede Deckung an die Wölfe heranpirschen mußten, die dann auch bald die Flucht ergriffen. Aber dennoch hatten sie uns im Laufe der folgenden Nacht wieder aufgesucht und waren bis dicht an das Zelt herangekommen, was ihre Spuren im Sand deutlich zu erkennen gaben.

Meine zahlreichen Bemühungen, meine naturwissenschaftlichen Sammlungen mit dem wertvollen Balg eines Wolfes zu bereichern, wurden schon im Winter 1925 mit Erfolg gekrönt. Es war in der zweiten Hälfte des Februar, kurz nach Beendigung der Polarnacht. In dieser Zeit wurden wir des Nachts oft von Wölfen besucht, die unsere Schlittenhunde auf das Fjordeis hinauszulocken suchten, um sie dann zu zerreißen, was ihnen auch schon in mehreren Fällen geglückt war.

Eines Tages gruben wir am Strand einen alten, schon stark in Verwesung übergegangenen Walroßkadaver aus dem Schnee, um ihn als Futter für die Hunde zu verwenden. Schon folgenden Tages konnte ich feststellen, daß der Kadaver in der vergangenen Nacht von Wölfen angenommen worden war. Ich legte dann drei schwere Wolfseisen am Kadaver aus, doch jedesmal, wenn ich sie revidierte, hatten sich Eisfüchse darin gefangen.

Da wurden wir eines Tages durch das Fenster der von uns bewohnten Hütte auf ein weißes Tier aufmerksam, das sich im Schutz eines Schneegestöbers an den Kadaver heranpirschte. Anfangs glaubten wir, es sei ein kleiner Bär und ließen ihn daher vorläufig ruhig gewähren, da wir wußten, daß er doch bald bis dicht an die Hütte herankommen würde

und wir ihn dann aus nächster Nähe erlegen konnten. Plötzlich stand mein Nebenmann auf, griff nach seiner Büchse und eilte mit dem gedämpften Ruf „Ein Wolf!“ nach der Tür. Ich folgte ihm, und wenige Minuten später krochen wir auf Händen und Füßen, zuletzt auf dem Bauch, über den Rücken einer Schneewehe, die vor der Tür lag, bis wir freien Ausblick nach dem Strand hatten. Inzwischen hatte der Wolf den Kadaver erreicht und fiel mit einem wahren Heißhunger über die halbverwesten Fleischreste her. Der Abstand mochte etwa hundertachtzig Meter betragen, aber das wieder zunehmende Schneegestöber ließ den Wolf nur undeutlich erkennen. Um nun auf jeden Fall sicher zu gehen, schossen wir beide in einem günstigen Moment auf den breit dastehenden Wolf. Dieser ergriff sofort die Flucht und trabte, weidwund geschossen, mit krummem Rücken davon. Gleich nahmen wir die Nachsuche auf. Schon zweihundert Meter vom Anschuß lag der Wolf im Wundbette. Fauchend empfing er uns und machte Versuche, sich wieder auf die Vorderläufe zu stellen. Der Fangschuß gab ihm den Rest.

Es war eine starke, noch nicht sehr alte Wölfin von siebzig Zentimeter Schulterhöhe. Das dichte Winterhaarkleid war von gelblichweißer Farbe mit zwei schwarzen Flecken auf dem Rücken und dem oberen Teil der Rute. Heute steht diese Wölfin als Seltenheit im Zoologischen Museum zu Kopenhagen.

E i s f ü c h s e

Jedesmal, wenn ich im Winter oder Frühjahr auf dem Schlitten die Fjordküste entlangfuhr und die zahlreichen Fuchsfährten sah, wunderte es mich, wie diese Tiere sich in so großer Zahl durch den nahrungsarmen Winter schlugen

konnten. Hier und da konnte man wohl einen Fuchs der Fährte eines jagenden Eisbären folgen sehen, um von den Überresten seiner Mahlzeit zu leben, aber die meisten hielten sich doch im Land und an der Küste auf, oft an den unglaublichsten Stellen, wie mitten auf einem Gletscher, oder in großen, mit tiefem Schnee gefüllten Niederungen, wo alles andere als etwas Genießbares zu finden war. Aber dennoch waren sie gut genährt und brachten ihren kostbaren Balg selbst durch den härtesten Winter.

Es grenzt aber auch ans Unglaubliche, was ein Eisfuchs für genießbar ansieht. Unterläßt man es, des Abends seine Skier, Schneeschuhe, Pelzzeug und andere Ausrüstungsgegenstände in die Hütte oder das Zelt zu schaffen, kann man mit Sicherheit damit rechnen, am nächsten Morgen nur noch die ungenießbaren Holz- und Eisenteile vorzufinden, während alles andere abgenagt und verschleppt ist. Auf diese Weise sind mir in einer Nacht drei Lederfutterale von meiner photographischen Ausrüstung abhanden gekommen, und mehr als einmal fehlten des Morgens die Riemen an meinen Skiern.

Unders im Sommer. Da kann man tagelang die Küste entlangreisen, ohne auch nur eine Spur von dem Vorhandensein eines Fuchses zu finden; die sonst allgegenwärtigen Plagegeister sind wie vom Erdboden verschwunden, und oft habe ich von Reisenden die Bemerkung gehört: „Hier gibt es keine Füchse.“

Aber in dieser Zeit leben die Eisfüchse tief im Innern des Landes, oft in unmittelbarer Nähe des Inlandeises, wohin selten ein Mensch kommt. Hier haben sie sich paarweise zusammengeschlagen, und jedes Paar verfügt über ein großes Revier, in dem kein anderer Fuchs geduldet wird. Ähnlich wie der rote Fuchs lebt auch der Eisfuchs in einem

selbstgegrabenen Bau, der aber weniger kompliziert als bei seinem roten Better angelegt ist und oft nur einen Gang hat. Hier werden die jungen Eisfüchse geboren und in derselben Weise von den Alten großgezogen, wie wir es vom roten Fuchs kennen.

Der Eisfuchs tritt bekanntlich in einer reinweißen und einer dunklen Form, Blaufuchs, auf. Es handelt sich dabei aber keineswegs um zwei verschiedene Abarten oder gar Arten, wie oft irrtümlich angenommen wird, sondern um ein und dasselbe Tier. Beide Formen weisen in der Natur nicht den geringsten Unterschied untereinander auf. Man kann oft Paare finden, bei denen der eine Fuchs weiß, der andere dunkel ist. Ich selbst habe wiederholt in einem Wurf, der von weißen Elterntieren herrührte, weiße und dunkel gefärbte Welpen gefunden, und umgekehrt. Natürlich ist der Unterschied bei den jungen Füchsen im ersten Jugendkleid noch nicht so deutlich hervortretend wie bei den alten, ausgefärbten Tieren.

Welcher Umstand diesen in der Natur einzig dastehenden Unterschied in der Färbung bei ein und derselben Art und unter denselben Lebensbedingungen hervorruft, ist bis heute noch unaufgeklärt.

Während des Sommers ernährt sich der Eisfuchs fast ausschließlich von dem Halsbandlemming, einer kleinen hochnordischen Lemmingart, die ein halb unterirdisches Dasein in selbstgegrabenen Gängen dicht unter der Oberfläche führt.

Das Eigenartige bei dieser Lemmingart ist, daß sie in einzelnen Jahren ungemein häufig auftreten kann, in anderen Jahren aber so selten ist, daß man glauben könnte, sie sei ausgestorben.

In solchen Lemmingarmen Jahren, die in bestimmten Zwischenräumen immer wiederkehren, hält es für die Eisfüchse oft schwer, sich mit ihren Jungen durchzuschlagen. Ich machte da im Innern des Jamesonlandes die bisher unbekannte Beobachtung, daß die meisten Füchse in solchen Jahren nicht zur Fortpflanzung schreiten oder nur höchstens zwei Junge werfen, die sie leichter durch den nahrungsarmen Sommer bringen können. In Lemmingreichen Jahren dagegen kann ein Eisfuchspaar bis acht Junge werfen und gleicht dadurch den Ausfall im Nachwuchs in den Lemmingarmen Jahren wieder aus. Dieselbe Beobachtung machte ich auch beim Hermelin, der Schnee-Eule und dem grönländischen Jagdfalken, die sich ebenfalls ausschließlich vom Lemming ernähren.

Seine große Zutraulichkeit und sein anmutiges Wesen machen den Eisfuchs oft zu einem beliebten Gesellschafter des einsamen Polarreisenden.

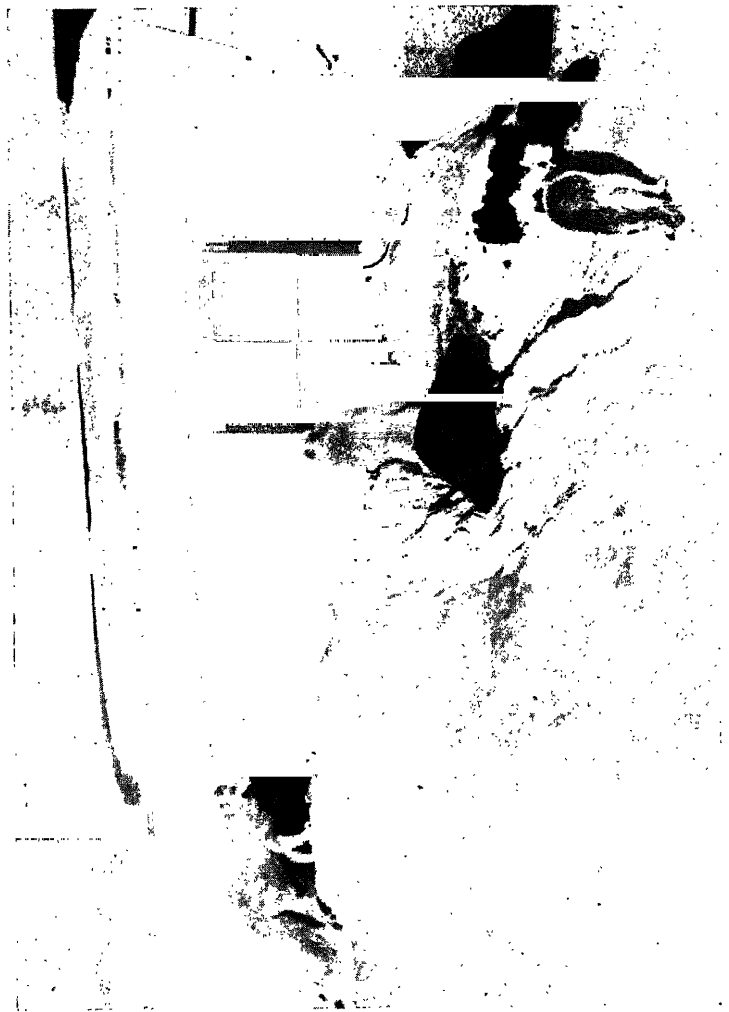
Im Herbst 1924 wohnte ich längere Zeit mit fünf anderen Expeditionsteilnehmern in einer alten, verfallenen Hütte auf Kap Stewart im Jamesonland, die einer früheren Expedition als Depot gedient hatte. Es war in der zweiten Hälfte des September. Die ersten Vorboten des herannahenden Winters stellten sich ein, und das schlechte Wetter bannte uns oft tagelang in das Innere der Hütte. In dieser Zeit wurde die Nähe der Depothütte eifrig von Eisfüchsen besucht. Anfangs kamen sie nur des Nachts, um von dem feinerzeit aus der Hütte geschafften, verdorbenen Proviant zu fressen. Nach und nach wurden sie aber dreister, zumal wir sie ruhig gewähren ließen und sie niemals von uns verfolgt oder beschossen wurden. Es gelang uns mit Leichtigkeit, zwei alte weiße Füchse einzufangen, indem wir einfach



Erlegter weißer Polarwolf



Die Heimat des weißen Polarwolfes im Innern des Landes



Gubringische Güchse an der Depothütte

mit den Händen nach ihnen griffen. Nur den einen behielten wir in der Gefangenschaft, während der andere sich schon am nächsten Tage in einem günstigen Augenblick befreite und mit einem langen Lederriemen, der ihm um den Hals gelegt war, das Weite suchte; er wurde niemals wiedergesehen.

Der in der Gefangenschaft gehaltene Fuchs hatte schon nach wenigen Tagen sein unbändiges Wesen abgelegt und nahm ihm dargereichtes Futter aus der Hand; hatte er keinen Appetit, dann vergrub er es in die Erde. Seinen Durst stillte er mit Schnee. Des Nachts erhielt er regelmäßig Besuch von anderen Füchsen, die das Futter von ihm stahlen, was immer Anlaß zu heftigen Beißereien unter den auch sonst sehr unverträglichen Füchsen gab.

Die Zubringlichkeit der Füchse wurde von Tag zu Tag größer. Sie kamen schon, noch ehe die Dämmerung hereingebrochen war, und suchten ihre Schlupfwinkel erst in den späten Morgenstunden wieder auf. Ein schwacher Blaufuchs war regelmäßig der erste, der sich pünktlich nachmittags zwei Uhr einfand. Ohne jede Furcht kam er herangeschnürt und stattete zunächst dem gefangenen Fuchs, der an einer langen Kette frei umherlief, einen Besuch ab, der jedesmal mit einer heftigen Beißerei endete, worauf er einen Haufen Konservendosen durchstöberte und nach genießbaren Abfällen suchte.

Nach und nach fanden sich auch die anderen Füchse ein, und noch ehe die Dämmerung hereingebrochen war, wimmelte es hier von Blau- und Weißfüchsen. Als wir uns dann damit unterhielten, die Füchse vom Fenster der Hütte aus zu füttern, wurden sie schließlich so vertraut, daß sie unsere Nähe überhaupt nicht mehr verließen und am

hellen Tage zusammengerollt im Schnee umherlagen. Jedemal, wenn einer von uns zu einem kürzeren Ausflug die Hütte verließ, folgte ihm ein halbes Duzend Füchse. So hatten nach und nach etwa fünfundzwanzig dieser niedlichen Pelztiere, deren wertvolle Bälge ein Vermögen darstellten, ihren festen Aufenthalt in der Nähe der Hütte aufgeschlagen. Wir lernten mit der Zeit jeden einzelnen genau kennen, zumal sie in Stärke und Färbung sehr verschieden waren, namentlich fiel dies bei den Blaufüchsen auf, unter denen nicht zwei waren, die in ihrer Färbung so viel Ähnlichkeit miteinander hatten, daß man sie hätte verwechseln können. Reinweiße Füchse waren verhältnismäßig selten, unter ihnen kamen aber die stärksten Exemplare vor.

Zweimal täglich fand die Raubtierfütterung statt, wobei die Füchse sich schnell daran gewöhnt hatten, uns die dargereichten Fleischstücke aus der Hand zu nehmen. — Es wäre sicher ein rentables Unternehmen, derartige freie Fuchsfarmen in Grönland anzulegen, denn bekanntlich ist der Winterbalg bei in freier Natur lebenden Füchsen von bedeutend besserer Qualität als bei Füchsen, die in eingegatterten Fuchsfarmen gehalten werden. — Einmal jedoch, als niemand von uns in der Hütte anwesend war, war es den Füchsen geglückt, durch das Fenster einzudringen. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, wurde von ihnen untersucht; am meisten mußten aber die Proviantvorräte herhalten. Sogar in die Schlaffäcke waren sie gekrochen, hatten diese verunreinigt und sich dann, als sie den richtigen Ausweg nicht wiederfinden konnten, am Fußende herausgefressen. Die Bratpfanne hatten sie so reingeleckt, wie sie lange nicht gewesen war, aber dafür auch ihre Visitenkarte mitten darin hinterlassen — — —

Der grönländische Eishase

Das über die ganze Welt verbreitete Hasengeschlecht hat auch seinen Vertreter im höchsten Norden. Der hier beheimatete Hase ist aber nicht identisch mit dem skandinavischen oder Alpenschneehasen, sondern ist eine eigene hochnordische Rasse, die sich von den vorerwähnten durch die das ganze Jahr hindurch unveränderte weiße Färbung des Haarkleides, das kürzere äußere Ohr und die längeren Hinterläufe unterscheidet. Mit Recht könnte dieser Hase „Eishase“ genannt werden, zum Unterschied von dem in südlicheren Breiten lebenden „Schneehase“.

Das Jamesonland wurde vom Eishasen für seinen Aufenthalt nicht gerade bevorzugt, weshalb wir ihn hier auf unseren Streifzügen nur vereinzelt antrafen und nur in dem mehr gebirgigen nördlichen Teil des Landes. Die hier beheimateten Hasen waren die zutraulichsten Wesen, die man sich denken konnte. War es uns doch möglich, daß wir uns oft den äßenden und unter hohen Felsblöcken ruhenden Hasen bis auf wenige Schritte nähern konnten, ohne daß sie sich anschickten, die Flucht zu ergreifen. Nur wenn man ihnen allzu nahe kam, sprangen sie ein wenig zur Seite, um uns vorbeigehen zu lassen. Ich fand daher reichlich Gelegenheit, die furchtlosen Tiere im Bild festzuhalten, und kann mich heute über manche gut gelungene Aufnahme freuen. Mit einem Filmapparat hätte man mit Leichtigkeit die ganze Lebensweise des Eishasen in allen Einzelheiten aufnehmen können.

Als wir eines Tages von einem längeren Ausflug zurückkehrten, machten wir in der Nähe des Lagers eine interessante Entdeckung. Ermüdet von einer zweitägigen Wande-

rung schlenderten wir über den moosbewachsenen Abhang eines Elvtales. Ich war gerade bis an das plätschernde Wasser hinabgestiegen, hatte meinen Durst in dem klaren Schmelzwasser gelöscht und stand nun im Begriff, mich meinen Begleitern wieder zu nähern, als plötzlich dicht vor meinen Füßen ein Hase aufsprang. Im selben Augenblick fiel mein Blick auf die Stelle, wo er gefessen hatte, ich entdeckte dort eine Menge kleiner grauer Wesen, die nach allen Windrichtungen davonliefen und sich zwischen Steinen und Pflanzen unsichtbar machten. Zwei von ihnen blieben aber sitzen, anscheinend unentschlossen, ob auch sie flüchten oder bleiben sollten, und da ich, wie immer, zum Photographieren vorbereitet war, glückte es mir, die kleinen Häschen auf die Platte zu bannen.

Dies war das erstemal, daß ganz junge Eishasen in Ostgrönland gefunden wurden. Sie waren grau, wichen also wesentlich von der Färbung der alten Hasen ab, und, oberflächlich betrachtet, hatten sie viel Ähnlichkeit mit den Jungen unseres heimischen Hasen, was wiederum ein Zeichen für ihre nahe Verwandtschaft ist.

Das Walroß, ein gefürchtetes Raubtier unter den hochnordischen Robben

In naturwissenschaftlichen Lehrbüchern, nicht selten auch in den Berichten arktischer Forschungsreisender, findet man die Ansicht verbreitet, das Walroß sei ein friedlicher, Muscheln und Tang fressender Wassersäuger, der seine imponierenden Hauer nur dazu habe, um damit auf der Suche nach Nahrung die dicke Vegetation auf dem Meeresboden zu durch-

pflügen. Ganz falsch ist diese Annahme nicht. Das Walroß nährt sich wirklich in der Hauptsache von Muscheln, von denen es geschickt die unverdaulichen Schalen zu entfernen versteht; und daß es sich seiner kräftigen Sauer dazu bedient, um die Muscheln aus der dichten Algenvegetation auf dem Meeresboden aufzuwühlen, ist sehr wahrscheinlich. Dagegen ist das Walroß kein Pflanzenfresser, und wenn sich gelegentlich vegetabilische Reste im Magen eines Walrosses vorfinden, so sind diese nur zufällig bei Aufnahme der animalischen Nahrung dorthin gelangt, ebenso wie man oft Steine bis zur Faustgröße in seinem Magen finden kann. Aber ausschließlich von Muscheln lebt das Walroß auch nicht. Schon früher hatte man wiederholt in den Magen getöteter Walrosse Fleisch- und Speckreste von verzehrten Robben, in einigen Fällen sogar von Walen gefunden. Man glaubte, daß diese Fleisch- und Speckreste von verendeten Tieren herrührten, die das Walroß irgendwo, wahrscheinlich treibend auf der Wasseroberfläche, gefunden haben mußte, und vertrat daher die Ansicht, daß das Walroß gelegentlich auch als Aasfresser auftreten kann. Nachdem ich selbst eine Anzahl Magenuntersuchungen beim Walroß vorgenommen und auch in mehreren Fällen die Reste verzehrter Robben in den Magen vorgefunden hatte, schien mir diese Annahme jedoch unwahrscheinlich. Die vorgefundenen Reste, soweit sie noch unverdaut waren, hatten immer ein so frisches Aussehen, daß man auf den Gedanken kam, sie könnten nur von kurz vorher getöteten Tieren herrühren. Die Eskimos, die ich hiernach fragte und die sonst mit den Gewohnheiten ihrer Jagdtiere gut Bescheid wußten, konnten mir keine Aufklärung geben, aus dem einfachen Grunde, weil sie erst bei ihrem Aufenthalt am Scoresbysund das

Walroß kennengelernt hatten. Sie bezeichneten nur im allgemeinen das Walroß als einen gefährlichen Gegner auf der Jagd, mit dem nur der beste Jäger anzubinden wagte. Sie hatten aber die Beobachtung gemacht, daß überall dort, wo plötzlich ein Walroß auftrat, alle anderen Robben die Flucht ergriffen und sich tagelang von dieser Stelle fern hielten. Ich bat nun alle Eingeborenen, auf ihren Jagdreisen darauf zu achten, wie die Walrosse in den Besitz von Robbenfleisch kämen. Erst ein halbes Jahr später — ich hatte die Sache schon als vorläufig unlösbar aufgegeben — kam eines Tages ein älterer Jäger zu mir. Hinter sich schleppte er den blutbesudelten Körper einer jungen Fjordrobbe, und auf meine Frage, was ihn hierhergeführt habe, erzählte er folgendes: „Ich hatte heute ein eigenartiges Erlebnis auf der Jagd und bin nur gekommen, um dir davon zu erzählen, da ich weiß, daß du dich sehr dafür interessierst. Heute morgen war ich in aller Frühe auf Robbenjagd. Ich hatte mir eine Stelle weit entfernt von der Küste ausgesucht, dort, wo du eine große Klarung im Treibeis sehen kannst. Das Wasser war spiegelblank, kein Windhauch regte sich, und, wie immer auf der Robbenjagd, lag ich ganz still mit meinem Kajak und flötete leise, um die neugierigen Robben heranzulocken. Ich mochte vielleicht eine Stunde gewartet haben, als ich in der Nähe einer Eisscholle auf eine Bewegung im Wasser aufmerksam wurde, und fast gleichzeitig tauchte ein dunkles Etwas aus dem Wasser auf, um ebenso lautlos wieder zu verschwinden. An den Bewegungen im Wasserpiegel konnte ich sehen, daß das Tier nicht untergetaucht war, sondern sich beständig dicht unter der Wasseroberfläche aufhielt. Ich zweifelte nicht daran, daß es sich um ein Walroß handelte, aber dieses Tier pflegt sich beim Auftauchen ganz anders zu benehmen,

als ich es hier gesehen hatte. Vorsichtig näherte ich mich nun der Stelle, an der ich das Walroß hatte verschwinden sehen. Plötzlich entdeckte ich zu meinem Erstaunen, daß sich das Wasser um mich herum rot färbte, und mitten in dem Blut tauchte wieder der Rücken des Walrosses auf. Schnell löste ich die Fangleine vom Rajastuhl, und noch ehe das Walroß wieder verschwinden konnte, hatte ich ihm die Harpune tief in den breiten Rücken gejagt. Eine blitzschnelle Bewegung folgte, und, wie erwartet, tauchte nun das mächtige Haupt des Ungeheuers aus dem Wasser auf und sah sich wutschnaubend nach mir um. Ich hatte mich inzwischen etwas zurückgezogen, denn, wie du weißt, ist ein verwundetes Walroß das Gefährlichste, was es gibt. Aber es kam nicht auf mich zu, sondern lag eine Weile still, und diese Gelegenheit benutzte ich, ihm die tödliche Kugel in den Nacken zu jagen. Aber was sah ich, als ich mich dem verendeten Walroß näherte! Mit den Vorderfüßen hielt es eine Robbe fest umklammert, und die langen Zähne hatte es tief in den Bauch der Robbe gestoßen. Ich habe diese mitgebracht, damit du sie dir selbst ansehen kannst.“

Ohne Zweifel war dieses eine interessante biologische Beobachtung, mit der der primitive Eskimo ganz unbewußt einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis der Lebensweise des Walrosses gegeben hatte. An der Richtigkeit der Wiedergabe seines Erlebnisses zu zweifeln, hatte ich keinen Grund.

Also auf diese Weise kam das Walroß in den Besitz von Robbenfleisch. Es hatte sich als ein Raubtier von ganz gefährlicher Art entpuppt, das man bisher als friedlichen, Muscheln fressenden Wasserfäuger angesehen hatte. Nun konnte ich es auch verstehen, warum alle Robben bei Annäherung eines Walrosses die Flucht ergriffen; sie befanden

sich einem gefährlichen Feind gegenüber, vor dem sie sich nur durch die Flucht retten konnten, denn das Walroß ist ein schlechter Schwimmer.

Anfangs glaubte ich, das Walroß habe sein Opfer mit den Hauern getötet, eine Möglichkeit, die bei einer oberflächlichen Betrachtung auch am wahrscheinlichsten war; jedoch erwies sie sich bei der gleich vorgenommenen Untersuchung der Robbe als unzutreffend. Die zerbrochenen Rippen und das Rückgrat gaben deutlich zu erkennen, daß das Walroß sein Opfer in der kräftigen Umarmung einfach totgedrückt hatte. Erst dann hatte es sich seiner langen Zähne bedient, um den Körper der Bänge nach aufzureißen. Wenn man näher darüber nachdenkt, wird man auch zu demselben Resultat kommen, denn es ist einleuchtend, daß ein Walroß, solange es sich im Wasser befindet, niemals einen so kräftigen Schlag mit seinen Hauern ausführen kann, wie er zum Töten einer Robbe notwendig ist. Schwieriger ist dagegen die Frage, wie sich das Walroß mit seinen auffallend stumpfen Backenzähnen sein Opfer mundgerecht macht. Wahrscheinlich wird aber diese Arbeit im wesentlichen mit den Hauern ausgeführt.

Daß es sich mit obigem Erlebnis meines Vertrauensmannes nicht um eine Ausnahme handelte, zeigten bald ähnliche Beobachtungen, die von anderen Eskimos auf der Jagd gemacht wurden und die erste Erfahrung in allen Einzelheiten bestätigten. Endlich, im Sommer 1929, fand ich auch selbst Gelegenheit, mich von der Raubtiernatur des Walrosses zu überzeugen. Mit zwei jungen Eskimos befand ich mich auf einer Rajatreise im Hurray Inlet. Wir hatten die Mündung dieses Fjordarmes erreicht und standen eben im Begriff, unsere Fahrzeuge in Nähe einer Eskimo-



Grönländisches Hermelin

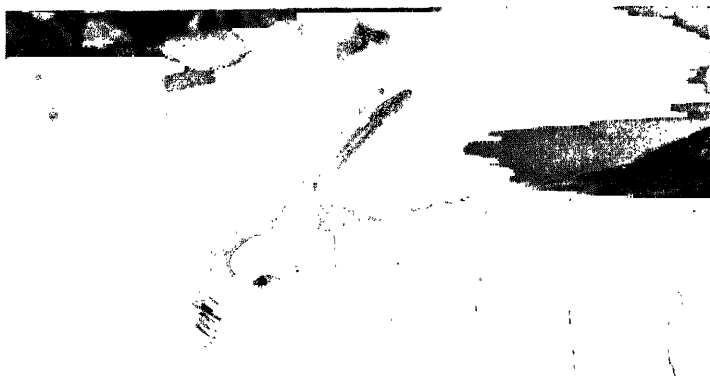


Grönländischer Eishale





Erlegter männlicher Eisbär



Kopf einer alten Walroßkuh

ansiedlung auf den flachen Sandstrand zu ziehen, als vor uns im Treibeis eine dunkle Gestalt aus dem Wasser auftauchte. Das Tier, das wir gleich für ein Walroß hielten, machte einige vergebliche und recht unbeholfene Versuche, sich auf eine Eisscholle zu schwingen, was ihm denn schließlich auch gelang. Inzwischen hatte ich das Glas hervorgeholt und sah nun — was meine Begleiter bereits mit dem bloßen Auge bemerkt hatten —, daß das Walroß eine Robbe unter sich hatte, die es eifrig mit den Hauern bearbeitete. Unwillkürlich mußte ich die Geschicklichkeit bewundern, mit der das sonst so plumpe Tier diese Arbeit ausführte. Mit hochaufgerichtetem Oberkörper, das Opfer zwischen den breiten Vorderfüßen haltend, hieb es seine Zähne in die leblose Masse. Dann und wann legte es seinen Kopf auf die Seite, um mit den Backenzähnen einen mundgerechten Bissen abzureißen. Meine Begleiter, die noch keine erfahrenen Jäger waren, wagten es nicht, sich dem Walroß zu nähern. Der ganze Vorgang war aber auch von der Ansiedlung beobachtet worden, denn schon sahen wir einen Eskimo im Rajak, der sich der Eisscholle näherte. Die Aufmerksamkeit des Walrosses wurde derartig von der leckeren Mahlzeit in Anspruch genommen, daß es den Jäger erst bemerkte, als es zu spät war, und im nächsten Augenblick fuhr ihm die tödliche Kugel in den Nacken. Es war ein jüngeres Männchen von ungewöhnlich dunkler Färbung. Von der Robbe war nur noch eine unkenntliche Masse übrig.

In wie großer Ausdehnung das Walroß dieses Unwesen treibt, hängt natürlich von den örtlichen Verhältnissen ab. Die auffallende Furcht der Robben bei der Annäherung eines Walrosses zeigt aber deutlich, daß sie es hier mit

einem Erbfeind zu tun haben, der, ebenso wie der Eisbär, jede Gelegenheit benuzt, ihnen nachzustellen.

Auch in anderen Beziehungen macht sich die Wehrhaftigkeit des Walrosses bemerkbar. Auf der Jagd, besonders im angeschossenen Zustand, ist es ein gefährlicher Gegner, mit dem nur die besten Jäger es wagen, den Kampf aufzunehmen. Fälle, in denen ein Walroß einen Jäger umgebracht hat, sind keineswegs selten und waren besonders häufig unter den grönländischen Eskimos vor Einführung der Schußwaffe.

Die Angriffsweise des Walrosses besteht darin, daß es plötzlich dicht neben dem Kajak auftaucht und seine Hauer in das leichte Fahrzeug schlägt. Für den Eskimo gibt es dann keine Rettung mehr, denn das wütende Tier zieht ihn mit samt dem zertrümmerten Kajak in die Tiefe. An nahrungsreichen Stellen lebt das Walroß auch in großen Herden, die schonungslos jeden Gegner angreifen, der es wagen sollte, einem von ihnen zu nahe zu kommen. Während meines ersten Aufenthaltes am Scoresbysund, im Sommer 1924, hatte ich Gelegenheit, eine große Walroßherde zu beobachten und an einer Jagd teilzunehmen. In einem leichten Motorboot befanden wir uns auf der Suche nach einer geeigneten Stelle zur Errichtung des Überwinterungsgebäudes. Wir näherten uns einem flachen, dünenhaften Sandstrand von recht freundlichem Aussehen, beschloßen auch, hier wieder an Land zu gehen, und hielten Ausschau nach einer geeigneten Anlegestelle. Schon aus der Ferne waren uns einige dunkle Gestalten auf dem flachen Sandstrand aufgefallen, die wir anfangs für Steine gehalten hatten. Näher herangekommen, sahen wir dann zu unserer nicht geringen Überraschung, daß es sich hier nicht um Steine,

sondern um schlafende Walrosse handelte und obendrein um eine Gesellschaft von wenigstens dreißig alten Tieren. Noch waren wir von den Walrossen nicht bemerkt worden. Auf der Stelle wurde kehrtgemacht, und schon nach wenigen Minuten schoß das Motorboot in voller Fahrt auf eine Eisscholle zu, die mit dem Packeis an der Küste in Verbindung stand. Ein kleineres Ruderboot, das wir für den Fall eines Unglückes im Schlepp hatten, mußte im Wasser zurückbleiben. Schnell wurden die schweren Walrossbüchsen hervorgeholt, dann die Photoapparate; zwei Mann ließen wir bei den Booten zurück, und dann ging es in weitem Bogen über das Packeis bis an den Sandstrand der Küste. Im Land mußte eine Lagune, die zu umgehen wenigstens eine Stunde gedauert hätte, durchwatet werden, bis es uns gelang, im Schuß einer kleinen Anhöhe an die noch immer schlafenden Tiere heranzuschleichen. Diese schienen aber wenig um ihre Sicherheit bemüht zu sein, hatten es vielleicht auch nicht nötig, denn wer sollte diesen wehrhaften Meeresäugetieren auf dem Lande auch gefährlich werden können? Den Menschen kannten sie in ihrer abgelegenen nordischen Heimat jedenfalls noch nicht. Bis auf etwa dreißig Meter schlichen wir uns heran und machten, auf dem Bauche liegend, die ersten Aufnahmen. Dreister geworden, wagte sich dann einer nach dem anderen schrittweise näher. Da warf plötzlich ein alter Bulle auf und musterte uns neugierig. Langsam folgten die anderen seinem Beispiel; von einer Überraschung oder Furcht war nichts zu merken. Raun rührten sich die Tiere von ihren Plätzen und begnügten sich damit, uns neugierig mit ihren kleinen schwarzen Augen zu betrachten, wobei sich der ganze Oberkörper langsam, wie das Pendel einer Uhr, hin und her bewegte. Ich suchte mir

das stärkste Stück aus. Einen Augenblick spielte das Korn auf der Rundung des feisten Nackens, dann ließ ich fliegen. Gleichzeitig fielen zwei weitere Schüsse auf ein anderes Tier. Ein gräßliches, ohrenbetäubendes Gebrüll war die Antwort. Hals über Kopf stürzte sich die ganze Herde in ihr Element, daß das Wasser hoch aufspritzte. Mein Walroß, eine alte Kuh, war auf der Stelle, wo es lag, im Feuer zusammengebrochen. Das andere hatte sich noch bis ins Wasser wälzen können und war dann verendet. Die übrigen Walrosse hatten sich inzwischen von dem Schrecken erholt, sich wieder zusammengefunden und kamen nun wutschnaubend zurück, mit den riesigen Oberkörpern halb aus dem Wasser und mit hochgehaltenen Köpfen, so daß die wie Dolche blizenden Zähne frei hervortraten, um den Tod ihrer Kameraden zu rächen. Wir wollten keine weiteren von ihnen schießen und sprangen daher zurück, als die Tiere wie Kugeln aus dem Wasser schossen und noch eine Weile brüllend mit weit vorgestreckten Stoßzähnen auf dem Strand lagen. — — —

Nicht nur der Jäger, der diesem wehrhaften Wassersäuger nachstellt, sondern auch der friedliche Reisende hat das Walroß zu fürchten. In den Berichten älterer Polarforscher kann man vieles darüber lesen. So wurden zum Beispiel die Teilnehmer an der zweiten deutschen Nordpolfahrt, die in den Jahren 1870/71 einen großen Teil der Ostküste Grönlands entdeckten, einen ganzen Tag hindurch von einer Herde Walrosse verfolgt, die drohten, das Ruderboot mit ihren Zähnen zu zerschmettern. Nur mit größter Mühe konnte man sich die zerstörungslustigen Tiere vom Leib halten, bis es den Teilnehmern gelang, die Küste zu erreichen. Ich selbst hatte im Sommer 1925 auf einer kürzeren Boots-

reise ein Erlebnis, das meinem Begleiter und mir selbst leicht hätte verhängnisvoll werden können. Wir befanden uns in einem leichten Ruderboot mitten in der „Rosenvingebucht“, auf dem Wege nach Kap Hope. Nichtsahnend ruderten wir zwischen den Eisschollen im stillen Wasser, als mit einmal das mächtige Haupt eines alten Walroßbullen lautlos neben uns auftauchte, um gleich wieder zu verschwinden. Aber schon im nächsten Augenblick sahen wir den riesigen Leib dieses Ungeheuers unter dem Boot. Wir hörten aus der Tiefe ein gedämpftes, stierartiges Brüllen, dann erhielt das leichte Boot einen so kräftigen Stoß von unten, daß wir von den Sitzen fielen, und ein unmittelbar darauf folgender zweiter Stoß hätte uns fast über Bord geworfen. Nun kam das Walroß an die Oberfläche und legte sich der Länge nach an die Seite des Bootes, so daß wir die Ruder nicht gebrauchen konnten, ohne dabei das neben uns liegende Ungeheuer zu berühren, und dies hätte es zweifellos zu einer noch eingehenderen Untersuchung des Bootes veranlaßt. Mit einer plötzlichen Wendung, die uns abermals in eine wenig beneidenswerte Lage brachte, verschwand dann schließlich das Walroß. Nun erst zeigte es sich, daß wir mitten in eine große Walroßfamilie geraten waren, deren einzelne Mitglieder nach und nach in geringer Entfernung vom Boot auftauchten. Uns zunächst war das alte Männchen, das in seiner ungeheuerlichen Erscheinung wirklich imstande war, mehr als imponierend auf uns zu wirken. Diesmal retteten wir uns aber auf eine Eisscholle, noch ehe die Tiere ihre Zerstörungslust an dem Boot auslassen konnten. — Sehn Tage später befanden wir uns wieder auf demselben Weg in der Rosenvingebucht, wo sich im Laufe der vergangenen Nacht eine dünne Schicht Neueis gebildet hatte.

Wir hatten gerade einen vorspringenden Punkt an der Küste umfahren und versuchten, mit dem leichten Boot durch das Neueis zu brechen, als gar nicht weit von uns die Eisdecke zersplitterte und drei Walrosse aus dem Wasser auftauchten. Sofort erkannten wir das alte Männchen von unserer letzten Reise wieder. Durch Erfahrung belehrt, beeilten wir uns, die Küste zu erreichen, wo wir einstweilen in Sicherheit waren. Die Walrosse verließen aber die Nähe der Küste nicht und zwangen uns, vorläufig auf einer Klippe an der Küste zu verbleiben. Unter diesen Umständen, und namentlich des Neueises wegen, war es unmöglich, tiefer in die Bucht einzubringen, und als es endlich aussah, als ob die Walrosse die Belagerung aufgegeben hätten, kehrten wir wieder nach der Ausgangsstelle zurück. Raum aber hatten wir die nächste vorspringende Klippe gerundet, als hier wieder in der Nähe des Bootes ein einzelnes Walroß auftauchte, das in seinem ganzen Benehmen alles andere als einen friedlichen Eindruck auf uns machte. Es kam direkt auf uns zu geschwommen, glitt einige Male dicht unter dem Boot hin und her und tauchte dann auf den Grund. Inzwischen gelang es uns, die Küste zu erreichen. Eben hatten wir das Boot verlassen, als das Walroß auch schon wieder aus der Tiefe auftauchte und nun seine Zerstörungswut an dem Boot ausließ. Dieses wurde von ihm mehrere Male aus dem Wasser gehoben und gegen die Klippe geschleudert. Es war ganz unmöglich, einen Schuß auf das wütende Tier abzugeben, da es sich dauernd unter dem Boot hielt und wir genug damit zu tun hatten, uns an der steilen Wand der Klippe festzuhalten. Nachdem es nun noch das am Boot befestigte Plancktonnetz zerrißen hatte, verschwand es wieder.

Eine Narwaljagd

Ich hatte oft den Eingeborenen gegenüber den Wunsch geäußert, an einer Narwaljagd teilnehmen zu dürfen oder doch wenigstens ihrem Verlauf zu folgen.

Ende Juli 1929 hatte ich für kurze Zeit mein Lager in der Nähe des Eskimowohnplatzes auf Kap Stewart an der Ostküste des Jamesonlandes aufgeschlagen. Meine Hauptbeschäftigung bestand in dem Präparieren von Vogelbälgen, und infolgedessen hielt ich mich fast täglich im Lager auf.

Eines Abends — ich war schon in den Schlaffack gekrochen — hörte ich laute Stimmen vor dem Zelt, und kurz darauf steckte eine junge Grönländerin den Kopf durch die Zeltöffnung. Von all dem, was sie in ihrer sichtbaren Aufregung sagte, verstand ich nur das eine Wort: „Kilaluvaf“, was Narwal bedeutet. Ich stand schnell auf, und ein Blick auf den Strand überzeugte mich davon, daß alle Rajafs der Eingeborenen fort waren; die Jagd hatte also schon ihren Anfang genommen. Sobald ich aus dem Zelt trat, war ich von einer Schar Weiber und Kinder umgeben, die sich alle erdenkliche Mühe gaben, mich auf die Jäger aufmerksam zu machen, die in ihren leichten Fahrzeugen mit großer Geschwindigkeit durch die glatte Wasserfläche glitten. Dann hörte ich auch das Blasen der Wale, die sich aber noch in bedeutender Entfernung von den Jägern befanden.

Wenn ich mich beeilte, konnte ich vielleicht noch rechtzeitig kommen, um an der Jagd teilzunehmen; mein Rajaf lag segelfertig am Strand, so daß ich sofort in See stechen konnte. Schließlich verwarf ich diesen Gedanken wieder. Ich war noch zuwenig mit der eskimoischen Jagdart auf Wale bekannt und konnte leicht Gefahr laufen, durch fal-

sches Manövrieren des Rajaks den anderen Jägern im Wege zu sein oder einem verwundeten Wal zu nahe zu kommen. Da konnte ich ebensogut der Jagd durch das Glas hier von der Küste aus folgen.

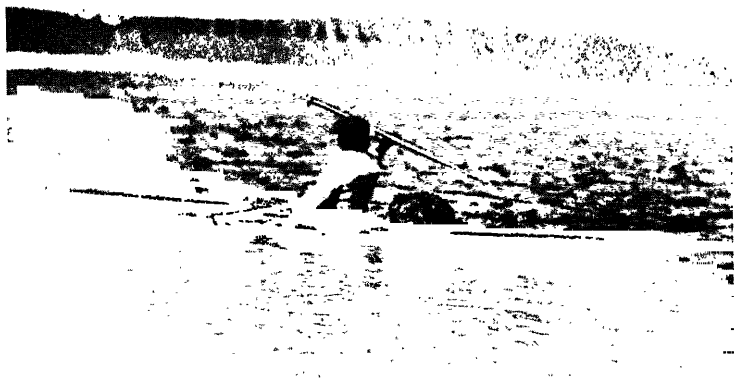
Es mußte sich um einen großen Schwarm Narwale handeln, der tiefer im Hurry Inlet gewesen war und jetzt im Begriff stand, diesen Fjordarm wieder zu verlassen.

Der Abstand zwischen ihnen und den Jägern hatte sich inzwischen bedeutend vermindert. Die Eskimos hielten jetzt im Rudern inne und bildeten eine lange Front — es waren sechs Rajaks —, um die Ankunft der Wale abzuwarten. Noch einmal tauchten sie in der Nähe eines Eisberges auf, einer nach dem anderen kam mit dem unförmlichen Kopf zum Vorschein. Noch einmal entleerten sie die Lungen und füllten sie saugend wieder mit frischer Luft, ein Zeichen, daß sie sich wohl und sicher fühlten. Nun galt es. Wenn sie das nächstemal auftauchten, mußten sie dicht vor der Rajakfront sein. Eine Weile lagen die Eskimos noch still. Dann schossen plötzlich die zwei mittleren Rajaks mit kräftigen Ruderschlägen vorwärts, und fast gleichzeitig tauchte ein langer Stoßzahn zwischen ihnen aus dem Wasser auf, prustend und schnaufend kam der Kopf zum Vorschein. Der zweite Wal folgte, der dritte und vierte. Die beiden Jäger rückten näher zusammen, die Paddeln wurden eingezogen, und in der hochgehobenen Rechten schwebte die Harpune, eine fürchterliche Waffe in der Hand eines Eskimos.

Was nun geschah, ging mit derartiger Schnelligkeit vor sich, daß ich den Einzelheiten nicht zu folgen vermochte. Ich hörte ein lautes Platschen, eine Schaumwelle spritzte zwischen den Jägern auf, eine breite Schwanzflosse schlug durch die Luft und schwebte einen Augenblick über ihren



Angreifende Baltröffe



Estimo auf der Narwaljagd



Kopf eines alten männlichen Narwals mit Stoßzahn

Köpfen. Blichschnell wendete der eine Eskimo seinen Rajak, warf die Schwimmblase aufs Wasser, die augenblicklich von dem harpunierten Wal in die Tiefe gezogen wurde. Dann wurde es still. Die Eskimos ruderten auseinander und verteilten sich über eine große Fläche.

Wohl hatte der Wal eine Harpunenspiße im Rücken, aber eine Schwimmblase war nicht ausreichend, ihn am Tauchen zu hindern. Dazu gehörten wenigstens drei oder, wenn es ein starkes Männchen war, fünf. Vorläufig konnte sich der Wal in der Tiefe austoben. Die Schwimmblase hinderte ihn daran, den anderen Walen zu folgen, die auch schon längst das Weite gesucht hatten.

Es geschieht sehr selten, daß ein Wal mit der ersten Harpune getötet wird. Die Haut und die darunter sitzende Specklage sind zu dick, um die Spitze der Harpune bis an die edleren Teile bringen zu lassen. Gewöhnlich bleibt die Eisenspiße der Harpune unter der Speckschicht sitzen und haft sich hier fest. Der Harpunenschaft löst sich sofort nach dem Wurf von der Spitze, so daß nur diese mit der daran befestigten Leine und der Schwimmblase am Wal zurückbleibt.

Eine halbe Stunde hielt der harpunierte Wal es in der Tiefe aus. An einer ganz anderen Stelle als vermutet tauchte plötzlich die Schwimmblase auf, und mit einem weit-hin hörbaren Stöhnen kam der Wal wieder an die Oberfläche. Die Eskimos ruderten, was das Zeug halten wollte, aus allen Richtungen heran. Aber ehe sie die Stelle erreichten, war der Wal wieder untergetaucht. Die Gefahr, daß er sich nun wieder weit von den Jägern entfernte, war nicht groß; der lange Aufenthalt in der Tiefe und die verzweifelten Anstrengungen, sich von der lästigen Schwimmblase zu befreien, hatten ihn so weit erschöpft, daß er bald wieder

zum Vorschein kommen mußte. Es dauerte denn auch nicht lange, bis die Schwimmblase wieder auftauchte. Diesmal kam der Wal aber nicht zur Ausführung seines Vorhabens. Noch ehe er Atem schöpfen konnte, fuhr ihm die zweite Harpune in den Nacken, die zudem mit so großer Kraft geschleudert wurde, daß der Harpunenschaft eine Weile in der Wunde sitzenblieb. Mit einem mächtigen Sprung, so daß die Schwanzflosse senkrecht über dem Wasser stand, schoß das Tier wieder entsezt in die Tiefe.

Nun waren die Eskimos ihrer Beute sicher. Die Jagd hatte den Wal so weit erschöpft, daß er sich nicht mehr lange unter Wasser aufhalten konnte, und als er nach Verlauf einer Viertelstunde wieder auftauchte, lag er eine Weile schnaufend an der Oberfläche. Die schnell herbeigeeilten Jäger jagten ihm zwei weitere Harpunen in den Leib, und nun war es mit dem Tauchen vorbei. Aber noch war der Wal im Besiz seiner riesigen Kräfte. Eine hohe Welle vor sich hertreibend, arbeitete er sich keuchend durch die Wasseroberfläche, um auf diese Weise seinen lästigen Verfolgern zu entkommen. Diese ließen ihn aber einstweilen gewähren, wohl wissend, daß ihn die große Last der vier Schwimmblasen, die er hinter sich durch das Wasser ziehen mußte, bald ermüden würde. Eine volle Stunde folgten sie im Kielwasser des davonstürmenden Wales. Nach und nach wurden seine Bewegungen schwächer, und er versuchte wieder zu tauchen, kam aber niemals tiefer, als die etwa fünf Meter langen Fangleinen es erlaubten. Diese Gelegenheit benutzend, ruderten die Jäger dicht an den Wal heran, um jedesmal, wenn er an die Oberfläche kam, ihm eine Kugel in den Leib zu jagen. Erst die siebente Kugel, die dem Wal in den Kopf ging, tat ihre Wirkung. Regungslos lag das mächtige Tier an der Oberfläche. Die Eskimos

zogen sich wieder in respektvolle Entfernung zurück, denn bei dem bald eintretenden Todeskampf war es lebensgefährlich, sich in der Nähe des Wales aufzuhalten.

Eine geraume Weile lag das scheinbar verendete Tier noch unbeweglich. Dann hob es langsam den Kopf, bis der Stoßzahn im spitzen Winkel über dem Wasser stand, und eine große Blutwelle brach durch das geöffnete Maul. Als ob er dann noch einmal seinen Verfolgern seine riesigen Kräfte zeigen wollte, krümmte er den Rücken, ließ gleichzeitig den Kopf wieder sinken und begann mit der breiten Schwanzflosse das Wasser zu peitschen, daß die Wellen bis an den Strand spülten und die leichten Fahrzeuge der Jäger wie Nußschalen auf und ab geworfen wurden. Plötzlich wurde er still. Noch einmal hob er den Kopf. Ein Schauer lief durch den Körper und kräuselte leicht die Oberfläche des Wassers, und dann war es vorbei. Langsam sank der verendete Wal, bis die Schwimmblasen ihn hielten.

Die Eskimos warteten noch eine halbe Stunde, ehe sie sich an den gefüllten Netzen heranwagten. Mit Hilfe der Fangleinen hoben sie ihn wieder an die Oberfläche, rollten ihn auf den Rücken, bohrten ein Loch in die Unterseite des Halses und bliesen so viel Luft hinein, bis der leblose Körper zu schwimmen begann. Dann wurden zwei Fangleinen um die kurzen Brustflossen gebunden. Das andere Ende der Fangleinen befestigten die Eskimos an ihren Kajaks, und mit vereinten Kräften wurde der Wal nun an den Strand bugsiert. Hier wurde die Jagdgesellschaft mit großem Jubel von den Frauen und Kindern empfangen. Die ganze Nacht hindurch hatten sie vor ihren Wohnungen gehockt und waren allen Einzelheiten der Jagd mit größter Spannung gefolgt. Den Todeskampf des Wales hatten sie mit einem Freubenge-

schrei beantwortet, und als sich jetzt die Jäger mit ihrer Beute dem Strand näherten, liefen sie ihnen bis an den Leib im eiskalten Wasser entgegen, jeder mit einem großen Messer bewaffnet, um sich ein Stück von der wohlschmeckenden Haut zu sichern.

Zwei Stunden später lag der Wal auf dem Trockenen, und eine Riesenmahlzeit nahm ihren Anfang. Große Hautstücke mit dem daranhängenden Speck und Fleischklumpen wurden in die Hütten geschleppt, wo Männer und Frauen mit nackten Oberkörpern sich um die dampfenden Kochtöpfe gruppierten und abwechselnd rohe Walhaut mit Speck und halbrohes Fleisch verzehrten. Alles vom Wal wurde verwertet, sogar das Blut, das man erst eine Stunde in der Sonne stehen ließ, um es dann zu kochen und zu essen. Lange, bis in den Morgen hinein, dauerte die Mahlzeit, und nachher war kein Mensch vor den Wohnungen zu sehen; alle schliefen ihren Rausch aus, nur unten am Strand stritten sich die Hunde um die übriggebliebenen Reste. Als Beckerbissen hatte man mir das Herz und ein Stück von der Schwanzflosse ins Lager geschickt. Ordentlich zubereitet, schmeckte es nicht übel und war mir eine willkommene Abwechslung im Einerlei des Konservenproviantes.

*

Bekanntlich ist der Narwal im Besitz eines bis zu neun Fuß langen Stoßzahnes, der aus dem Oberkiefer hervortritt. Im allgemeinen tritt er nur bei den männlichen Walen auf, doch sind schon oft Weibchen erlegt worden, die auch über diesen merkwürdigen Zahn verfügten.

Inzwischen haben sich die Zoologen den Kopf darüber zerbrochen, was dieser Stoßzahn eigentlich zu bedeuten hat. Der Umstand, daß nur die Männchen ihn besitzen, konnte

auf einen sekundären Geschlechtscharakter hinweisen, wie das Gemeih der Hirsche. Der Zahn müßte dann eine Verteidigungswaffe darstellen, wozu er aber seiner Lage nach im Oberkiefer des Wales sehr ungeeignet ist. Auch ist es niemals beobachtet worden, daß sich der Wal seines Stoßzahnes bedient, um sich etwaigen Verfolgern gegenüber zu verteidigen. Von anderen Forschern wurde darauf hingewiesen, daß der Narwal seinen Stoßzahn auf der Nahrungssuche benutze, indem er Rochen, Flundern und andere Grundfische, die zu groß für den kleinen und sonst zahnlosen Mund des Wales sind, damit fange und töte. Aber in diesem Fall ist es unverständlich, warum die Weibchen dann den Stoßzahn entbehren können. Im Scoresbysund lebt der Narwal übrigens hauptsächlich von kleinen Polardorschen und ausnahmsweise auch von Tintenfischen, zu deren Erlangung der Stoßzahn nicht nur überflüssig, sondern auch hinderlich ist. Seine Bedeutung muß daher einstweilen als unaufgeklärt betrachtet werden.

Meine zweite große Schlittenreise nach dem Innern des Scoresbysundes

Wieder hielt der gefürchtete hochnordische Winter mit Stürmen und Schneegestöbern seinen Einzug, wieder hüllte sich das Land in Schnee und Eis und tiefe Finsternis und trieb Menschen und Tiere in ihre geschützten Erdwohnungen zurück, wo sie nun von ihren aufgespeicherten Wintervorräten leben mußten. Und wieder tauchte die Sonne über den zackigen Bergen am südlichen Horizont auf, sehnsüchtig erwartet von einer kleinen Anzahl Menschen, die

fern aller Kultur und Zivilisation, aber froh und zufrieden, ihr anspruchsloses Dasein im ewigen Kampf mit den unbezwingbaren Elementen führten.

Den größten Teil der Dunkelheit hatten Karl und ich an der Liverpoolküste zugebracht, wo wir Bären und Robben jagten und die Geheimnisse des winterlichen Tierlebens zu erforschen suchten. Vor den heftigen Schneestürmen, die gerade in diesem Jahr mehr als sonst die Gegend heimsuchten, hatten wir Schutz in selbstgegrabenen Schneehöhlen gefunden und in unserem Sturmzelt, das im Schutz einer steilen Granitklippe stand. Nun näherte sich wieder die Zeit der großen Schlittenreisen.

Dieses Mal hatte ich eine Reise nach dem Innern des Scoresbysundes geplant, und zwar aus folgenden Gründen. Allherbstlich, etwa von Anfang August bis Ende September, wurden im Halls Inlet und in der Fjordmündung große Schwärme junger Fjordrobber beobachtet, die aus dem Innern des Scoresbysundes kamen und der Außenküste zu zogen. Diese Robben mußten in den innersten Verzweigungen des Scoresbysundes geboren sein, und ihrer großen Zahl nach zu urteilen, mußte es sich um Paarungslöcher von ganz bedeutender Ausdehnung handeln. Aber wo in den zahlreichen Verzweigungen des Fjordes lagen diese Paarungslöcher? Bisher hatte man sie nur vermutet, noch niemand hatte sie gesehen, und selbst den Eingeborenen waren sie unbekannt. Daselbe war auch beim Eisbären unaufgeklärt geblieben. In jedem Frühjahr und auch im Herbst wurden Bärinnen gesehen, die mit ihren halbwüchsigen oder auch noch ganz kleinen Jungen den Scoresbysund verließen. Inzwischen weiß man, daß die jungen Eisbären, ehe sie imstande sind, der Mutter zu folgen, einer monatelangen Pflege bedürfen.

Aber wo und unter welchen Verhältnissen war diese vor sich gegangen? Wo hatte sich die alte Bärin mit ihren Jungen im ersten Lebensjahr aufgehalten? Denn die größte Anzahl der aus dem Fjord wandernden Bärinnen hatte halbwüchsige Junge bei sich, die also schon ein Jahr irgendwo im Innern des Scoresbysundes gelebt haben mußten. Die Eskimos, die ich hiernach befragte, konnten mir keine Aufklärung geben. Sie zweifelten aber nicht daran, daß alljährlich eine große Anzahl Eisbären im Innern des Scoresbysundes zur Fortpflanzung schritten. Wo diese aber vor sich ging, wußten sie nicht. Ihre Jagdreisen hatten sie bisher nur bis zu den Björne Der geführt, die ungefähr in der Mitte des Scoresbysundes liegen, und hier hatten sie stets guten Erfolg auf ihren Bärenjagden gehabt.

Ich erklärte ihnen nun meine Absicht, bis in die innersten Verzweigungen des Scoresbysundes vorzudringen, wo bisher noch niemand gewesen war, und wo ich die Ranzplätze der Bären und Robben zu finden hoffte. Die wenigen Bärenjäger, die sich bisher in das Innere des Scoresbysundes vorgewagt hatten, hielten das Gelingen dieser Reise nicht für unmöglich, besonders da die Beschaffung des notwendigen Hundefutters leicht, wo die Robben in großer Zahl auf dem Eis lagen, keine Schwierigkeiten bot, doch würden sich die großen Schneeansammlungen auf dem Fjordeis in die Länge ziehen und große Anforderungen an die Ausdauer der Schlittenhunde stellen.

Mit Karl, meinem ständigen Begleiter auf den Schlittenreisen, hatte ich die Reise schon lange vorher in allen Einzelheiten besprochen. Anfangs war es meine Absicht gewesen, allein mit ihm zu reisen. Da wir aber einen großen Petroleumvorrat brauchten, zeigte es sich bald, daß sich unsere

Ausrüstung nicht auf zwei Schlitten unterbringen ließ, ohne das Gelingen der Reise durch die große Belastung der Schlitten in Frage zu stellen. Ich nahm daher das Angebot des Ostgrönländers Niels Urke an, der sich anschließen wollte, zumal er ein hervorragender Bärenjäger und guter Schlittenkutscher war, der schon früher an längeren Reisen teilgenommen hatte. Nur war er keine gerade billige Kraft, da ich für die Dauer der Reise die Versorgung seiner zehnköpfigen Familie übernehmen und ihm außerdem den üblichen Reiselohn zahlen mußte.

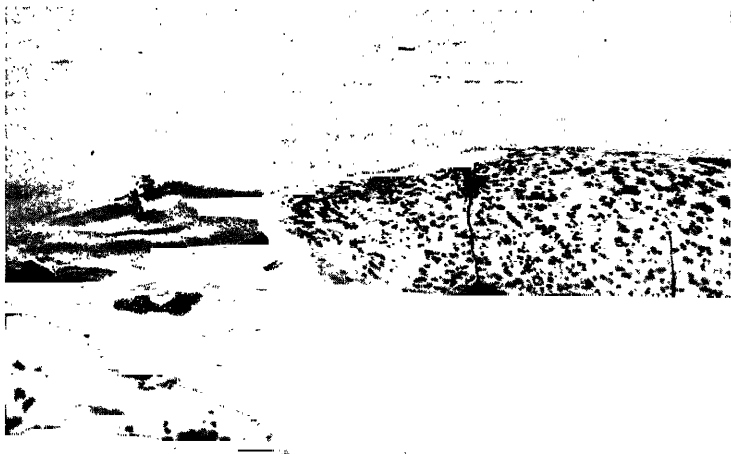
Das Wichtigste für uns war, daß wir alle über gute, ausdauernde Hunde verfügten. Karl besaß die besten Hunde der Kolonie, um die ich ihn oft beneidet hatte. Niels Urke ergänzte sein Gespann mit einigen guten Hunden aus dem Gespann seines Bruders Manasse. Dagegen mußte mein Gespann aus lauter neuen Hunden zusammengesetzt werden, was nicht geringe Schwierigkeiten verursachte, da die Eskimos der Bärenjagden wegen ihre Hunde nicht entbehren wollten. Es gelang mir aber schließlich, für Geld und gute Worte ein Gespann zusammenzustellen, das sich sehen lassen konnte und dem ich mich getrost auf der Reise in die menschenleere Wildnis anvertrauen durfte.

Primitives Reiseleben

Der 30. April wurde als Beginn der Reise bestimmt. Am Abend zuvor hatte der Kolonieverwalter uns zu einem Abschiedsfest eingeladen, das sich bis in den Morgen hinein ausdehnte, und erst vormittags elf Uhr konnte die Reise angetreten werden. Als wir Kap Stewart erreichten, war der



Mitter männlicher Narwal
Der Verfasser zeigt das weit ausrückende kleine Auge des Wals



Weiblicher Narwal mit Stoßzahn



Halbwüchfeger Eisbär beim Verzehren einer Robbe

dortige Wohnplatz von allen Männern verlassen, und von den zurückgebliebenen Frauen erfuhren wir, daß fünf Schlitten uns bereits in aller Frühe vorausgefahren seien, und daß man uns abends im Lager der Bärenjäger erwarte.

Ohne uns weiter aufzuhalten, wurde die Reise fortgesetzt. Es dauerte dann auch nicht lange, bis wir die stark ausgefahrene Schlittenspur unserer Vorgänger fanden. Anfangs waren sie über das Fjordeis gefahren, als aber der Schnee hier zu tief wurde, waren sie nach der Fjordküste hin abgelenkt und hatten den Weg über die flache Südküste des Jamesonlandes genommen. Uns ständig in der Schlittenspur haltend, wo der lose Schnee von fünf Hundegespannen festgetrampelt war, so daß sich zu beiden Seiten eine oft ein Meter hohe Schneewand erhob, gelang es, die bedeutende Strecke, wozu unsere Vorgänger einen ganzen Tag gebraucht hatten, im Laufe von fünf Stunden zurückzulegen, und kurz vor Mitternacht langten wir im Lager der Bärenjäger an.

Die ganze Sippenschaft saß noch um den dampfenden Kochtopf versammelt und schmauste das halbrohe Fleisch einer frisch geschossenen Robbe. Wir wurden gleich eingeladen, an der Mahlzeit teilzunehmen, und bekamen die leckersten Fleischstücke vorgelegt, wofür wir nachher unsere gastfreien Freunde mit Tee und Reis traktierten.

Es war die Absicht der Bärenjäger, uns bis an die Mündung des Nordwestfjords zu begleiten, wo sie einige Zeit verbleiben wollten, um Bären zu jagen. Ihr Angebot war uns sehr willkommen, hatte uns doch der heutige Tag schon gezeigt, mit welchen riesigen, fast unüberwindlichen Schwierigkeiten wir zu kämpfen hatten, falls wir gezwungen waren, uns die gut zweihundert Kilometer lange Strecke bis zur

Mündung des Nordwestfjords allein durch den tiefen Schnee zu arbeiten.

Das Reiseleben in den folgenden acht Tagen wurde für mich ein Erlebnis, wie ich es bisher noch nicht gekannt hatte. Auf der ganzen Strecke bis zur Mündung des Nordwestfjords waren wir vom herrlichsten Wetter begünstigt. Kein Windhauch regte sich, keine kalten Eisnebel hüllten uns ein, und Tag und Nacht strahlte die Sonne vom wolkenlosen Himmel auf die endlose Ebene und verbrannte uns im Verein mit der Kälte die Gesichter, bis die Haut in Fetzen herabhing. In der Mittagstunde war die Reflexion des Sonnenlichtes oft so stark, daß selbst die geschwärzten Gläser unserer Schneebriillen nicht genügten, die Augen zu schützen, und wir vorübergehend geschwollene Lider hatten.

Die Eskimos standen diesen kleinen Widerwärtigkeiten natürlich besser ausgerüstet gegenüber als ich, der ich an ein gemäßigtes Klima gewöhnt war. Aber während meines bisherigen Aufenthaltes in Ostgrönland hatte ich mich doch so weit den örtlichen Verhältnissen angepaßt, daß ich mir nunmehr eine Ehre daraus machte, es mit meinen Begleitern aufnehmen zu können, zumal ja diesmal von eigentlichen Schwierigkeiten und Gefahren, wie wir sie auf der Reise nach Kap Dalton hatten durchmachen müssen, nicht die Rede sein konnte. Die Sonne verbrannte mir dennoch derartig das Gesicht, daß man meine Nase mit einem glühenden Löthammer hätte vergleichen können, worüber sich meine Begleiter oft im stillen amüsierten und diesen empfindlichen Teil meines Gesichtes mit dem Schnabel der Prachteiderente verglichen. Die Landschaft, durch die wir fuhren, war unendlich langweilig und eintönig. Nirgendwo ein dunkler Fleck, nur Schnee und nichts als Schnee, der einem bis an

die Hüften reichte, und in dem die Hunde mehr schwammen als liefen. Im Osten hatten wir die riesige Eisfläche des Scoresbysundes mit ihren zahlreichen großen und kleinen Eisbergen und im Süden und Westen ein mächtiges Flachland, in dem es kein Nah und Fern gab, nur Schnee und nichts als Schnee, soweit das Auge reichte.

Das tägliche Reiseleben war denkbar einfach. Wir lebten so primitiv und stellten so geringe Anforderungen an Reinlichkeit und unser Aussehen, daß wir es in dieser Beziehung bequem mit den Vorfahren der heutigen Eskimos hätten aufnehmen können. Morgens wurde Tee getrunken, wobei sich regelmäßig alle Grönländer in meinem Zelt zu versammeln pflegten. Die Bärenjäger waren immer die ersten, die aufbrachen. Während Karl und Niels dann auch daran gingen, unsere Sachen zusammenzupacken und die Schlitten reisefertig zu machen, unternahm ich auf Skiern einen kleinen Ausflug in die Umgebung, von dem ich in der Regel nach einer Stunde wieder zurückkehrte. Dann brachen auch wir auf und folgten in der Spur der Bärenjäger, die wir regelmäßig bis mittags eingeholt hatten. Nachmittags übernahmen wir dann die Führung, wodurch die große Arbeit des Spurlegens gleichmäßig auf alle Schlitten verteilt wurde.

Eine vergnügtere Reisegeellschaft, als die sorglosen Bärenjäger es waren, hätte ich mir nicht wünschen können. Die ganze Zeit, die wir in ihrer Gesellschaft zubrachten, hielten sie uns mit ihren Jagderzählungen, ihren saftigen Bemerkungen und witzigen Zurufen, die unaufhörlich von Schlitten zu Schlitten flogen, in Atem. Ich hatte niemals geahnt, daß soviel Laune und gesunder Humor in diesen primitiven Menschen steckte.

Auf diese Weise wurde uns der Nachmittag nicht lang, und

der Abend näherte sich; die einzige Zeit, nach der wir uns sehnten.

Eine Weile hatten die Jäger schon Ausschau nach Robben gehalten, die auf dem Fjordeis lagen und schliefen. Hatte man eine entdeckt, die so lag, daß sie sich anschleichen ließ, wurde haltgemacht. Einer der Jäger holte nun seine Büchse hervor, spannte ein kurzes Stück hinter der Mündung ein großes schneeweißes Segel aus, zog eine weiße Mütze über das pechschwarze Haar, trat dann in die Skier und glitt auf das Fjordeis hinaus in der Richtung, wo der Seehund lag.

Wiewohl dieser Vorgang sich jeden Abend unter denselben Umständen wiederholte, folgten wir doch jedesmal mit größter Spannung dem Verlauf der Jagd. Ich glaube nicht, daß ich jemals der Aufführung eines Theaterstückes größere Aufmerksamkeit geschenkt habe als diesen täglichen Robbenjagden, mit denen wir uns den Lebensunterhalt für uns selbst und unsere Hunde schafften.

Das Anpirschen einer schlafenden Robbe ist keineswegs so einfach, wie man es bei einem Tier, das ausschließlich im Wasser lebt, glauben sollte. Zwar sind die Robben infolge ihres beständigen Aufenthaltes im Wasser sehr kurzfristig, verfügen dafür aber außerhalb des Wassers über ein ungemein feines Gehör, das sie ein herannahendes Wesen oft schon aus bedeutender Entfernung wahrnehmen läßt. Die argwöhnisch gewordene Robbe wirft gleich auf, um die eventuelle Gefahr in Augenschein zu nehmen, wobei sie sich in unmittelbarer Nähe des Atemloches, durch welches sie auf das Eis gelangt ist, unruhig hin und her wälzt. Ist es dem Jäger bis dahin noch nicht geglückt, bis in Schußnähe heranzukommen, muß er sich so lange regungslos hinter dem

weißen Segel, das ihn vollständig deckt, verhalten, bis die Robbe als Zeichen, daß sie den Jäger nicht gesehen hat, den Kopf wieder sinken läßt. Das weitere Anpirschen kann oft zu einer wahren Geduldsprobe werden, denn die einmal in ihrer Ruhe gestörte Robbe ist doppelt aufmerksam und wirft bei dem geringsten Geräusch auf. Bekommt sie dann auch nur einen Zipfel vom Jäger zu sehen, ist alle Mühe vergebens, und mit einem eleganten Kopfsprung verschwindet sie in ihrem Atemloch. —

Diese Art, eine schlafende Robbe in Deckung eines schneeweißen Segels anzupirschen, wird auch vom Eisbären, der ja ausschließlich von Robben lebt, benutzt, nur mit dem Unterschied, daß er sich eines großen Eisstückes als Segel bedient. Hiernach könnte es wohl aussehen, als ob die Eskimos diese Jagdart vom Eisbären gelernt hätten.

Sobald wir mit Hilfe der Gläser festgestellt hatten, daß es dem Jäger geglückt war, eine tödliche Kugel anzubringen, schritten wir zum Aufbau des Lagers; das Suchen nach einem geeigneten Zeltplatz erübrigte sich, da das Gelände doch überall mit gleich tiefem Schnee bedeckt war. Inzwischen war der Eskimo mit der erlegten Robbe, die er hinter sich durch den Schnee zog, im Lager angekommen, und das noch warme Tier wurde sofort geöffnet. Mit dem größten Interesse sahen wir dieser Arbeit zu. Oft hatte ich einen solchen Fleischhunger, daß mir beim Anblick des weißen Speckes und der bluttriefenden Fleischstücke das Wasser im Mund zusammenlief. Die Leber wurde stets roh verzehrt, wozu sich jeder als Vorspeise ein ordentliches Stück Speck zu Gemüte führte. Dann wurden die Kochtöpfe hervorgeholt, in denen noch deutlich die Reste von der letzten Mahlzeit zu spüren waren, mit Fleischstücken und

Schnee gefüllt und auf den brennenden Petroleumkocher gesetzt. Ein kleiner Fleischhaufen, der zwischen den Zelten angebracht war, so daß die Hunde ihn nicht sehen konnten, stellte den zweiten Gang dar, denn unsere beiden Kochtöpfe konnten auf einmal nicht das fassen, was wir an einem Abend zu vertilgen imstande waren. Der Rest des Fleisches und das Fell mit der daran sitzenden Speckschicht wurden unter die Hunde verteilt.

Inzwischen brobelte und kochte es in beiden Zelten. Ein dichter Wasserdampf bahnte sich durch die Zeltöffnung einen Weg und wurde mit sichtlichem Behagen von den Hunden eingeatmet. Im Zelt der Bärenjäger nahm die Mahlzeit gewöhnlich ihren Anfang. Auf dicken Renntierdecken und Bärenfellen gruppierten wir uns um den Kochtopf, die Jagdmesser wurden hervorgeholt und ein-, zweimal bedächtig am Stiefelschaft abgerieben. Dann fischte sich jeder ein Fleischstück aus der glühendheißen Brühe, nahm das eine Ende zwischen die Zähne und trennte den Bissen mit einem Schnitt von unten nach oben, dicht vor dem Mund ab. — Es ist dieses eine speziell eskimoische Art zu essen; der Anfänger kann aber leicht Gefahr laufen, sich dabei in die Lippen oder die Nase zu schneiden. — Das abgetrennte Fleischstück, das man in der Hand hielt, wurde wieder in den Kochtopf zurückgeworfen, um nachher von einem anderen wieder aufgefischt zu werden. Zwischen durch setzte einer den Kochtopf an den Mund und nahm einen ordentlichen Schluck von der kräftigen Brühe.

Es hat mich oft gewundert, wie schnell man sich doch an diese primitive Lebensweise gewöhnt und wie unendlich viel man im täglichen Leben entbehren kann. Ich hatte auf dieser Reise überhaupt keine europäischen Nahrungsmittel

mitgeführt und war daher gezwungen, mich vollständig der eskimoischen Lebensweise anzupassen. Nachdem auch die zweite Portion verzehrt war, bei der es allerdings schon wählerischer zugeht, pflegten wir uns regelmäßig wieder im Zelt der Bärenjäger zu versammeln, um der Vorführung des bekannten eskimoischen Trommeltanzes beizuwohnen. Dieser alte Tanz, der eine Überlieferung aus der heidnischen Zeit darstellt, ist eine Art Bauchtanz und wird stehend aufgeführt. Der Tanzende wiegt sich in den Hüften und beugt ununterbrochen die Knie. Gleichzeitig stimmt er einen monotonen Gesang an und schlägt dazu den Takt auf einer Trommel. Da wir aber über ein solches Instrument nicht verfügten, traten die Deckel unserer Kochtöpfe an Stelle der Trommel. So unendlich einfach diese Vorstellung war, hatte sie doch eine aufmunternde Wirkung auf uns alle.

So lebten wir tagaus, tagein, dachten nur an den heutigen Tag und waren froh und zufrieden.

Am 7. April kam Kap Leslie in Sicht und kurz darauf die hohen Felsen des Kenlandes. Am folgenden Tage stießen wir beim Überqueren der Nordostbucht zum erstenmal auf drei frische Bärenfährten, die von der Küste kamen und nach Osten über das Fjordeis führten. Die Bären konnten erst vor kurzem hier vorbeigezogen sein, denn die tiefe Fährte war noch frei von dem feinen Staubschnee, der mit dem Abendwind vom Land auf das Eis weht. Sofort wurden daher die Bärenhunde von den Schlitten befreit, und schon eine Stunde später hörten wir ihren Standlaut zwischen den Eisbergen im Fjord. Des tiefen Schnees wegen konnten wir uns mit den Schlitten nicht auf das Fjordeis hinauswagen und beschloßen daher, daß drei Mann auf Skiern die Verfolgung der Bären aufnehmen sollten,

während wir vorläufig an der Küste mit den Schlitten zurückblieben. Eher als erwartet, wurden alle drei Bären auf einem Eisberg gefunden, wohin sie sich vor den Hunden gerettet hatten. Da die Jäger, die am Fuß des Eisberges standen, die Bären innerhalb Schußweite hatten, war es ein leichtes, sie einen nach dem anderen herunterzuschießen. Es war eine alte Bärin mit zwei großen Jungen, deren Alter wir auf zwei Jahre schätzten. Die Begebenheit wurde mit einer großen Mahlzeit gefeiert, zumal das Wildbret junger Eisbären von den Eskimos als ein Leckerbissen betrachtet wird.

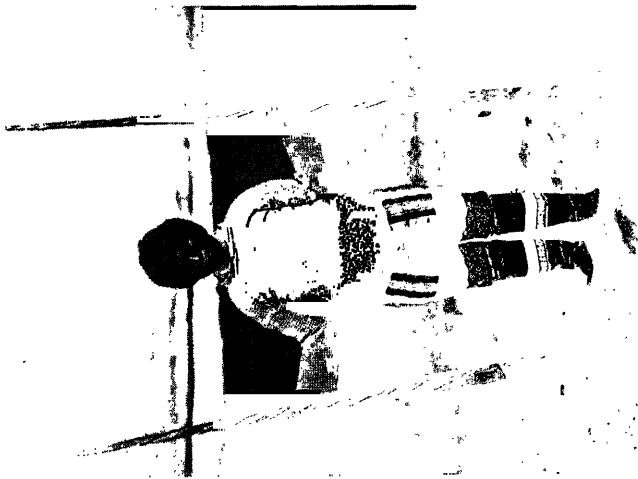
Der Nordwestfjord – Wir finden zwei unbekannte Fjorde und ein eisfreies Land

Am 8. Mai passierten wir die Björne Der und erreichten noch am Abend desselben Tages die Mündung des Nordwestfjordes. Hier trennten wir uns von den Bärenjägern, die nach den Björne Der zurückfuhren, um von hier aus das Fjordeis zwischen den Inseln und dem Festland nach Bären abzusuchen, und Karl, Niels Urke und ich traten nun allein die Reise in das unbekannte Innere des Nordwestfjordes an.

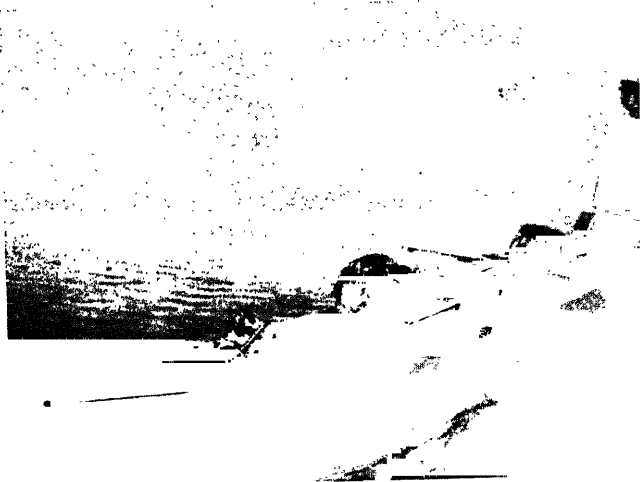
Sobald wir den Fjord betraten, wurde die Schlittenbahn besser. Der tiefe weiche Schnee verschwand schnell und machte einer harten, glatten Eisdecke Platz. Aber eine Unmenge von Eisbergen war hier eingefroren, oft lagen sie so dicht nebeneinander, daß wir nicht mit den Schlitten zwischen ihnen hindurchkommen konnten und zu weiten Umwegen gezwungen waren. Dennoch legten wir bis



Der Reithund eines Gefpannes



Zwei lange Narwalzähne



Robbenfänger mit Rajat



Bartrobbe

Abend eine bedeutende Strecke zurück und schlugen auf einer schneefreien Klippe auf der Nordküste des Fjordes unsere Zelte auf.

Der Nordwestfjord ist der größte Fjordzweig im Innern des Scoresbysundes. Er hat eine Länge von gut hundertfünfzig Kilometer und erreicht an den meisten Stellen eine Breite von zwanzig Kilometer. Auf der bisher von uns befahrenen Strecke bestand die Küste aus hohen steilen Granitfelsen, auf denen fast überall eine dünne Gletscherkappe ruhte. Nur auf der Südküste hatten wir bisher einige kleinere Gletscher gesehen, von denen aber unmöglich die riesigen Eisberge herrühren konnten, die wie Kirchtürme oder wie flache Eistafeln von oft so großer Ausdehnung aus dem Fjordeis emporragten, daß bequem eine Stadt hätte Platz darauf finden können. Wir hatten Grund, irgendwo im Innern dieses Fjordzweiges einige mächtige Gletscher zu vermuten, die wahrscheinlich mit dem Inlandeis in Verbindung standen, und von denen diese Unmenge von Eisbergen herrühren mußte.

Folgenden Tages legten uns die Eisberge ernste Schwierigkeiten in den Weg. Kurz nach dem Aufbruch kamen wir an eine Stelle, wo sie den Fjord in seiner ganzen Breite gesperrt hatten. Selbst dicht unter der Küste war es unmöglich hindurchzukommen. Schließlich blieb dann nichts anderes übrig, als einen einigermaßen passierbaren Eisberg auszusuchen und über ihn hinwegzufahren. Der Aufstieg war leicht, da wir über eine Schneewehe fahren konnten, aber auf der anderen Seite gähnte ein tiefer Abgrund. Mit großer Mühe steuerten wir die Schlitten auf den nächsten, noch höheren Eisberg und fanden zwischen diesem und dem nächsten eine mit Schnee gefüllte Vertiefung, in die wir die

Schlitten, nachdem die Hunde davon befreit waren, einfach hinabstürzen ließen und selbst als Bremse hinterher rutschten. Auf diese Weise gelangten wir dann schließlich mit mehr oder weniger beschädigten Schlitten wieder auf das Fjordeis.

Jetzt lag eine große freie Eisfläche vor uns. Wahrscheinlich war der Fjord hier tiefer, so daß die Eisberge leichter vor dem Wind hatten treiben können, ehe sie eingefroren waren.

Bisher hatten wir nicht eine Bärenfährte im Nordwestfjord gefunden, was um so merkwürdiger war, als der Bär gerade die Nähe der Eisberge für seinen Aufenthalt bevorzugt. Möglicherweise war dieses eine Folge der geringen Schneeanfassungen auf dieser Seite des Fjordes, was die Robben davon abhielt, auf das Eis zu kommen. Ich schlug daher vor, quer über den Fjord zu fahren und die Reise längs der Südküste fortzusetzen, wo die Verhältnisse vielleicht günstiger waren. Aber auch hier war alles genau so wie an der Nordküste; von Bären nirgendwo ein Spur, und nur hier und da eine schlafende Robbe auf dem Eis. Dazu herrschte hier im Schatten der hohen Felsen eine scheußliche Kälte. Dennoch hielten wir uns auf dieser Route bis spätnachmittags.

Unterwegs kamen wir an verschiedenen größeren und kleineren Gletschern vorbei. Unter ihnen befand sich einer, der selbst den Eskimos imponierte, so daß auch sie ihre Schlitten anhielten, um ihn zu betrachten — was sie sonst selten tun, denn für die Naturschönheiten seines Landes hat der Eskimo nur wenig Sinn. Der Gletscher lag in einem Hochgebirgstal und mündete über einer lotrechten Felswand etwa zweihundert Fuß über dem Meer. Aus

dieser bedeutenden Höhe stürzte er seine mächtigen Eisberge in den Fjord. Er schien bereits seine Arbeit begonnen zu haben, denn ein großer Eisblock hing über der scharfkantigen Klippe und drohte jeden Augenblick in die Tiefe zu stürzen.

Abends acht Uhr erreichten wir die Stelle, wo die dänische Ostgrönland-Expedition im September 1890 gezwungen war, umzukehren, da Sturm und die Gefahr, einzufrieren, ein weiteres Vordringen unmöglich machten. Wir zelteten hier auf der Küste, und schon am folgenden Morgen zeigte es sich, daß wir unerforschtes Gebiet betraten, da wir uns nicht mehr nach der Karte richten konnten. Mittags passierten wir die Mündung eines großen, bisher unbekannten Fjordarmes, der in Richtung Ost-West verlief. Eine Stunde später standen wir wieder vor der Mündung eines Fjordarmes, von dessen Existenz ebenfalls niemand etwas geahnt hatte.

Beide Fjorde schienen tief bis in das Innere des Landes zu gehen, und den Eisbergen nach zu urteilen, die wir in ihrer Mündung fanden, mußten sie mit dem Inlandeis oder doch wenigstens mit einigen großen Gletschern in Verbindung stehen.

Schon jetzt eine Untersuchung der beiden Fjorde vorzunehmen, wozu meine Begleiter große Lust hatten, schien mir unpraktisch, da ich zunächst bis an das Ende des Nordwestfjordes vordringen wollte, und falls wir hier vergebens nach den Ranzipläzen der Bären und Robben suchen sollten, konnte sich auf der Rückreise immer noch eine Untersuchung der Fjorde bewerkstelligen lassen.

Vorläufig war es das Wichtigste, daß wir für Hundefutter sorgten, denn seitdem die Bärenjäger uns verlassen

hatten, waren alle Jagdversuche fehlgeschlagen, so daß wir die Hunde in den zwei letzten Tagen nicht hatten füttern können.

Hier an der kalten Südküste waren die Jagdverhältnisse aber sehr schlecht. Nur selten sah man eine Robbe auf dem Eis liegen, und der hartgefrorene Schnee, der wie Ries unter den Füßen knirschte, machte jedes Anpirschen unmöglich. Es schien uns daher das beste, wieder die Sonnenseite des Fjordes aufzusuchen, wo die Küste jetzt einen freundlichen Eindruck machte und wo wir beschlossen, einige Tage zu verweilen, um uns ausschließlich mit der Jagd zu befassen.

Wer beschreibt aber unser Erstaunen, als wir dort ankamen. Wir hatten damit gerechnet, schroffe, unzugängliche Granitfelsen vorzufinden, auf deren Gipfeln schwere Eismassen ruhten und wo ein Gletscher jedes Tal ausfüllte. Aber wir kamen zu einer sanft ansteigenden Küste, frei von Eis und Schnee. Am Strand trat der nackte Granit hervor, aber schon wenige Meter höher war das harte Gestein mit Beerensträuchern, Zwergbirken und Heidekraut bedeckt.

Schnell fuhren wir die Schlitten auf eine kiesbedeckte Terrasse am Strand, banden die Hunde an einen Felsblock und holten die Büchsen hervor, denn die Neugierde hatte uns gepackt; alles deutete darauf hin, daß hier ein großer Wildreichtum herrschte.

Sollten hier vielleicht Rentiere leben? Warum nicht? Abwurfstangen hatten wir schon gefunden, und schließlich war es unerforschtes Gebiet, noch niemand war hier im Innersten des Fjordes gewesen, wir waren die ersten, die das Land betraten.

Uppiges Pflanzen- und Tierleben — Wir erlegen einen Moschusochsen

Schon die ersten hundert Meter brachten uns zu der Erkenntnis, daß hier kein Mangel an Landwild war. Regelmäßige Wildwechsel, etwas, was man in Grönland sonst überhaupt nicht kennt, liefen kreuz und quer durch das Terrain. Überall fanden wir Spuren von Moschusochsen, Hasen und Füchsen. Wir näherten uns einer großen Terrasse, die dicht mit Beerensträuchern bewachsen war und über die ein breiter Wildwechsel führte. Plötzlich zog Karl mich am Ärmel und flüsterte leise: „Umingmaß.“ Richtig, da standen zwei Moschusochsen vor uns und sahen uns verwundert an. Es war ihnen sicher unverständlich, was das für Wesen waren, die sich so schnell und sicher auf zwei Beinen fortbewegen konnten und fortwährend laut miteinander sprachen. Wie gleichen diese Tiere doch den grauen flechtenbewachsenen Felsblöcken, die hier überall im Gelände umherlagen! Hätte Karl nicht meine Aufmerksamkeit auf die Moschusochsen gerichtet, wäre ich sicher in eine heikle Situation gekommen. Jetzt machten wir einen kleinen Umweg, um einen Zusammenstoß mit ihnen zu vermeiden.

Kurz darauf war es Niels, der mich auf etwas aufmerksam machte. Lachend stand er vor einem Birkenstrauch und machte Zeichen, daß ich mich ihm nähern sollte. Eine Handbreit vor seiner Stiefelspiße saß ein Schneehase und drückte sich unter den Birkenstrauch. Es war ein allerliebstes Bild. Ab und zu richtete der Hase sich blickschnell auf und sah uns fragend mit seinen großen dunklen Augen an, aber jedesmal drückte er sich wieder beruhigt unter den Birkenstrauch. Erst als ich ihn vorsichtig mit dem Büchsenlauf berührte,

sprang er auf, blieb aber ein paar Meter weiter stehen und sah uns verwundert an. Niels wollte ihn schießen, doch hat ich ihn, es vorläufig nicht zu tun; ich wollte erst einmal das Tierleben sehen, wie es sich in dieser unberührten Natur entfaltete.

Auch die Grönländer waren darüber erstaunt, wie vertraut alle die Tiere waren, denen wir begegneten. Auf einem Felsblock saß ein Schneehahn und sonnte sich. Er ließ uns dicht an sich vorbeigehen und gab nur mit einer leichten Bewegung des Kopfes zu erkennen, daß es uns bemerkt hatte, ohne sich aber sonst in seiner Ruhe stören zu lassen. Die Furchtlosigkeit der Hasen war einfach lächerlich. Sie gingen uns nur eben aus dem Wege und gaben deutlich zu erkennen, daß sie uns für harmlose Wesen ansahen, die selbst nur den einen Wunsch hatten, in Frieden ziehen zu dürfen. Es wunderte mich, daß hier so viele Birkenzeisige waren. In großen Flügen, ähnlich wie daheim die Buchfinken zur Winterszeit, strichen sie im Land umher, waren aber so vertraut, daß man sie mit der Hand hätte greifen können.

Bald erreichten wir den vom Eis glattgeschliffenen Rücken des Felsens, der uns bisher die Aussicht nach dem Innern des Landes versperrt hatte, und vor uns lag ein mächtiges Tal. Nur hier und da ein Fleckchen Schnee. Und doch war man bisher der Ansicht gewesen, daß dieses Land, dem man den Namen „Scoresbyland“ gegeben hatte, in seiner ganzen Ausdehnung von der Nordostbucht bis in das Innere des Nordwestfjordes und überall bis dicht an die Küste mit Inlandeis bedeckt war. Niemand hatte also etwas davon gewußt, daß hier eisfreies Land lag, dessen Vegetationsreichtum allem Anschein nach den der anderen Länder des Fjordes weit übertraf, und wo ein bisher unbekannter Wild-

reichthum herrschte; denn das erste, was unsere Aufmerksamkeit auf sich zog, als wir mit dem Glas das Gelände absuchten, waren Moschusochsen, aber nicht einzelne Tiere, sondern ganze Rudel, jedes von etwa zwanzig Tieren. Der Reichthum an Hasen spottete jeder Beschreibung, überall, wohin wir uns wandten, tauchten ihre weißen Gestalten auf, besonders auf den beiden Ufern des Tales war das schneefreie Terrain stellenweise mit Hasen wie überjät.

Angesichts dieser interessanten Entdeckungen beschloßen wir, die Weiterreise vorläufig aufzugeben und in den nächsten Tagen einige Streifzüge in das Innere des Landes zu unternehmen, um es näher kennenzulernen. — Dann vermochte ich die Jagdlust meiner Begleiter nicht länger zurückzuhalten. Zum letztenmal machten sie mich ernsthaft darauf aufmerksam, daß es bei diesem Wildreichthum unverantwortlich sei, die Hunde länger hungern zu lassen. Und die Schießerei nahm ihren Anfang, denn Jagd konnte man es nicht nennen. Im Laufe einer Viertelstunde hatten wir so viele Hasen zusammengeschossen, wie wir imstande waren zu tragen, und nachdem wir auf diese Weise die vertraute Tierwelt mit dem Herrn der Schöpfung bekannt gemacht hatten, kehrten wir schwerbeladen wieder nach dem Schlitten zurück.

Über hier wartete eine schöne Bescherung auf uns. Die Hunde hatten sich befreit und waren über die Schlitten hergefallen. Alle unsere schönen Renntierdecken lagen zerrissen umher. Ein paar Hosen aus Bärenfell hatten die Hunde fast aufgefressen. Andere Teile unserer Ausrüstung, darunter auch die Kochtöpfe, waren weit verschleppt, so daß wir über eine Stunde suchen mußten, ehe alles wieder beisammen war. Die Übeltäter selbst lagen versteckt hinter

Steinen und in Felsenspalten und lauten jeder an irgendeinem Fellstück. Sobald wir mit den Hasen zum Vorschein kamen, wurden wir von der ganzen Meute überfallen, die uns die Tiere aus der Hand riß und sie mit Haut und Haaren verschlang. Aber was bedeuteten die wenigen Hasen für die ausgehungerten Hunde. Einstweilen mußten sie sich aber damit begnügen, und dann mußten wir sehen, was der morgige Tag uns brachte.

Wir selbst kochten uns ein paar Schneehasen und einige Schneehühner, deren Eingeweide die Eskimos als besonderen Leckerbissen roh verzehrten, schlürften dazu glühendheißen Tee und krochen dann in die Schlaffäcke.

Am folgenden Tage waren wir leider dazu gezwungen, einen Moschusochsen zu schießen. Karl und Niels hatten den ganzen Vormittag auf dem Fjordeis zugebracht, aber alle Versuche, eine schlafende Robbe anzuschleichen, waren an dem harten, knirschenden Schnee gescheitert. Das Hasenschießen in der Art wie gestern konnten wir auf keinen Fall fortsetzen, denn dazu reichte unser Patronenvorrat nicht. Nach einer kurzen Beratung kamen wir dann zu dem Resultat, daß es wohl verantwortlich sei, wenn wir einen Moschusochsen schossen, um unsere Hunde damit am Leben zu halten; wir waren hier allzu weit von der nächsten menschlichen Ansiedlung entfernt, um uns der Gefahr aussetzen zu dürfen, unsere Hunde zu verlieren. Ehe wir aber dazu schritten, bat ich Karl und Niels, noch einmal ihr Glück auf der Robbenjagd zu versuchen. Als sie aber dann abends mit leeren Händen zurückkehrten, gingen wir unverzüglich ins Land, folgten einem alten Wildwechsel und schossen den ersten besten Stier, der uns in die Quere kam. Es war ein alter Knabe mit vollständig abgekämpften Hörnern. Seine



Sunger Robbenfänger



Stiels Arle



Verfasser mit neugeborener Gjorbrokke



Abwurfstangen des hochnordischen
Gjorntieres

Aufgabe hier im Leben hatte er sicher schon längst erfüllt und wartete nur noch darauf, daß die Wölfe ihn eines Tages überfielen und zerrissen. Wir deckten ihn gleich ab und brachten das Fleisch ins Lager. Die dicke warme Decke benutzten wir als Unterlage im Zelt. Das Fleisch wurde in fünf Portionen geteilt, die in den nächsten fünf Tagen als Hundefutter dienen sollten.

Dann wurde abgekocht, und wir führten uns eine herrliche Bouillon zu Gemüte. Dem Fleisch konnte ich aber keinen besonderen Geschmack abgewinnen, dazu war es viel zu zäh. Da schmeckten mir ein paar Schneehühner, die ich mir kurz vor dem Abendessen geschossen hatte, doch besser.

Im Scoresbyland

Unser erster Ausflug in das Innere des Landes nahm einen Tag und eine Nacht in Anspruch und führte uns durch ein breites Tal und von da aus in ein noch größeres Seitental. Auf dem Heimweg wählten wir den nächsten Weg durch die Berge und kamen früh morgens wieder nach dem Lager zurück, nachdem wir genau vierundzwanzig Stunden unterwegs gewesen waren.

Alles, was wir auf diesem Streifzug sahen und fanden, übertraf unsere kühnsten Erwartungen. Das Pflanzenleben hier im Innern des Landes war das größte und üppigste, das wir bisher gesehen hatten. Ganze Abhänge waren mit kniehohem Weidengestrüpp und Beerensträuchern bedeckt. Am Erdboden krochen armdicke Weiden- und Birkenstämme, und das reichliche Falllaub dieser Strauchgewächse in Ber-

bindung mit der Erde hatte eine dicke Humuslage geschaffen, die zahlreichen anderen Gewächsen eine wärmende und nahrungsreiche Unterlage bot. Um meisten wunderte es mich, daß dieses Pflanzenleben schon im Begriff stand, sich zu entfalten. Hier hatte der Frühling schon seinen Anfang genommen. Die Sonnenwärme war in den Mittagstunden so stark und unmittelbar, daß der wenige Schnee, der noch übrig war, einfach verdampfte und es nirgendwo zur Bildung von Schmelzwasserbächen kam. Als Vergleich mit den Verhältnissen in den Ländern an der Fjordmündung will ich anführen, daß hier, bei unserer Rückkehr in den letzten Tagen des Mai, das Land noch unter tiefem Schnee begraben lag. Dieser für arktische Verhältnisse keineswegs geringe Unterschied zeigt deutlich, welche große Einwirkung die Kälteausstrahlung des Nördlichen Eismeeres auf die Gestaltung des Pflanzenlebens der Küste hat.

Dementsprechend war auch das Tierleben. Die Moschusochsen hatten hier ihre Standquartiere; ihre breiten Wechselführten auf beiden Seiten des Tales durch das Weiden- und Strauchengebüsch. Für die Algen schienen sie aber die hochgelegenen Abhänge vorzuziehen, wo, ähnlich wie in den Alpen, die Pflanzen zarter und schwächer waren. In allen Rudeln, die wir sichteten, waren kleine neugeborene Kälber, um deren Sicherheit die alten Tiere auffällig besorgt waren. Jedesmal, wenn wir uns einem Rudel näherten, bildeten die Kühe einen Kreis um ihre Kälber, um in dieser Stellung unsere Ankunft abzuwarten. Erfahrungsgemäß hielten wir uns aber in respektvoller Entfernung von allen Rudeln, um die für die Sicherheit ihrer hilflosen Kälber besorgten Tiere nicht zum Angriff zu reizen.

Bisher war man der Ansicht gewesen, daß der Moschusochse im Innern des Scoresbysundes gar nicht oder nur selten vorkomme und seine Verbreitung am Scoresbysund sich ausschließlich auf die Länder in der Nähe der Fjordmündung beschränke. Diese Annahme hat sich also als unzutreffend erwiesen. Der Moschusochsenbestand des Scoresbylandes steht auf keinen Fall hinter dem der anderen Länder des Fjordes zurück und scheint diesen — meiner Ansicht nach — sogar noch weit zu übertreffen. Dasselbe ist auch beim Schneehasen der Fall.

Natürlich konnten wir nicht das ganze Land durchstreifen, dazu hätten wir mehr als ein Jahr benötigt, auch war es eine Frage, ob das eigentliche Innere des Landes nicht doch mit Inlandeis bedeckt war. Über das, was wir bisher hier gesehen hatten, insbesondere mit Hinblick auf das Tier- und Pflanzenleben, übertraf bei weitem alles, was man bisher von den Naturverhältnissen der Ostküste Grönlands gewußt hatte.

Auf dem Rückweg fanden wir auf der Küste die Überreste einer ehemaligen Eskimosiedlung. Vier Familien hatten hier längere Zeit in vier dicht nebeneinander liegenden Erdwohnungen gehaust. Die eingestürzten Wohnungen waren jetzt mit einer fußhohen Grasnarbe überwuchert. Dieser Fund beweist, daß die vorgeschichtliche Besiedlung des Scoresbysundgebietes sich bis in die innersten Verzweigungen des Fjordes ausgedehnt hat. Doch müssen die Jagdverhältnisse damals anders gewesen sein, als sie es heute sind. Neben Robben und Eisbären war das wichtigste Jagdwild das Renntier, das, nach den Knochenfunden, die wir in der Nähe der Siedlung machten, in großer Anzahl von den Eskimos erlegt worden ist. Dagegen scheint der Moschus-

ochse damals hier noch nicht existiert zu haben und muß erst später eingewandert sein, während gleichzeitig das Renttier wieder ausgewandert ist. Dieselbe Erscheinung habe ich auch an anderen Stellen in den Ländern am Scoresbysund feststellen können.

Unsere Abwesenheit vom Lager hatten die Füchse dazu benutzt, von unserem Fleischvorrat zu stehlen. Großen Schaden hatten sie nicht anrichten können, da wir mit dieser Möglichkeit gerechnet und vor dem Verlassen des Lagers das Fleisch mit großen Steinen beschwert hatten. Aber von nun an waren wir, solange wir hier noch auf der Küste wohnten, Tag und Nacht buchstäblich von Füchsen belagert. Jedesmal, wenn man ein Duzend von ihnen vertrieben hatte, kam eine gleich große Anzahl irgendwo aus den Klippenspalten zum Vorschein, als ob sie nur auf diesen Augenblick gewartet hätten. Die Jagdzeit auf Füchse war vorbei, denn sonst hätten meine Begleiter sich noch die kostbaren Bälge gesichert.

In einer der folgenden Nächte weckten uns die lärmenden Hunde aus dem Schlaf. Ein Bär konnte es nicht sein, wie wir deutlich an der Art des Heulens feststellen konnten. Irgend etwas mußte aber ihre Aufmerksamkeit erregt haben. Niels stand auf und steckte den Kopf durch die Zeltöffnung, um ihn aber gleich wieder zurückzuziehen. In geringer Entfernung vom Zelt lauerten drei weiße Wölfe und beobachteten aufmerksam jede Bewegung der Hunde. Lautlos holten wir die Büchsen hervor, warfen irgendein Kleidungsstück über uns und krochen einer nach dem anderen vorsichtig durch die Zeltöffnung ins Freie. Die Wölfe mußten aber unsere Vorbereitungen bemerkt haben und hatten sich inzwischen außer Schußweite zurückgezogen. Niels, der zum

erstenmal diesen gefährlichen Räubern der nordischen Wildnis gegenüberstand, war außer sich vor Jagdeifer und nahm gleich mit Karl die Verfolgung auf. Ich selbst hatte mich schon zu oft mit der Jagd auf Wölfe befaßt, um nicht zu wissen, daß man ihnen auf diese Weise nicht nahe kommen konnte. Nach zweistündiger Abwesenheit kamen Karl und Niels wieder ins Lager zurück. Alle ihre Versuche, der Wölfe habhaft zu werden, waren an der Schlaueit dieser mißtrauischen Tiere gescheitert. Dieses hielt die Wölfe aber keineswegs davon ab, sich wieder in der Nähe des Lagers zu zeigen, und jedesmal, wenn wir nach längerer Abwesenheit wieder ins Lager zurückkehrten, fanden wir hier die frischen Fährten der Wölfe.

Wir unternahmen noch einen Ausflug in das Innere des Landes, der dieselben Resultate ergab wie der erste und uns außerdem zu der Überzeugung brachte, daß, wenn das eigentliche Innere des Scoresbylandes wirklich mit Inlandeis bedeckt war, dieses weit zurück liegen mußte und sich auf keinen Fall bis an die Nordostbucht, wie man bisher geglaubt hatte, ausstrecken konnte.

Wo die Eisbären und Robben ihre Jungen werfen

Wir hatten gute Erfolge erzielt, aber der Hauptaufgabe unserer Reise waren wir dadurch nicht nähergekommen; es fehlte noch die Erforschung des letzten Stückes bis an das Ende des Nordwestfjordes. Meine Begleiter waren der Ansicht, daß es sich nicht lohne, weiter in den Fjord vorzudringen, denn falls hier Eisbären lebten, hätten wir schon

etwas davon merken müssen. Ich bestand aber darauf, unsere ursprüngliche Reiseroute durchzuführen, und wir legten uns folgenden Plan zurecht: Das Lager mit der ganzen Ausrüstung blieb vorläufig hier an der Küste zurück, und mit leeren Schlitten unternahmen wir zunächst eine Erkundungsreise in das Innere des Fjordes. Karl sollte allein den größeren der beiden unbekannten Fjorde untersuchen, während Niels und ich bis an das Ende des Nordwestfjordes vordrangen. Wir rechneten damit, daß die Reise vierundzwanzig Stunden in Anspruch nehmen würde, und, falls eine Abteilung bis dahin noch nicht zurück wäre, hatte die andere sofort Nachforschungen aufzunehmen.

Der Morgen des folgenden Tages wurde als Beginn der Reise festgesetzt. Für Niels und mich war es das beste, die Südküste entlangzufahren, weil der Schnee dort im Schatten der hohen Felsen den ganzen Tag über hart gefroren war und eine gute Schlittenbahn bildete. Wir folgten daher Karl quer über den Fjord und trennten uns von ihm vor der Mündung des Fjordarmes, den er untersuchen sollte.

Wie erwartet, war die Schlittenbahn hier an der Südküste des Fjordes, die nur des Nachts von den matten Strahlen der Mitternachtssonne erwärmt wurde, ganz hervorragend, so daß die von der langen Ruhe übermühten Hunde in langen Sprüngen über die glatte Fläche setzten. Bis mittags konnten wir dieses Tempo halten, dann traten die ersten Eisberge auf. Ihre Zahl nahm schnell zu, und schließlich standen wir wieder vor einer Eisbarriere, die den Fjord in seiner ganzen Breite abspernte. Nach einigem Suchen glückte es, einen einigermaßen passierbaren Durchgang zwischen zwei Eisbergen zu finden, und eben waren wir wieder auf das Fjordbeis gelangt, als wir auch schon mitten auf einer

frischen Bärenfährte standen. Sofort stürmten die Hunde auf der Fährte davon. In rasender Fahrt ging es von einem Eisberg zum anderen. Die Fährte machte einen so frischen Eindruck, daß wir jeden Augenblick damit rechneten, den Bären auftauchen zu sehen. Plötzlich sah ich Niels, der vor mir fuhr, sich auf dem Schlitten aufrichten und auf die Hunde lospeitschen, um sie von der Fährte abzubringen, während er zwischendurch nach links in den Schnee deutete, um mich dort auf irgend etwas aufmerksam zu machen. Nun sah auch ich hier eine Bärenfährte und daneben die kleinen Spuren eines noch ganz jungen Bären, also gerade das, wonach wir suchten. Mit großer Mühe gelang es uns, die Hunde auf die neue Fährte zu bringen, und wieder ging es von Eisberg zu Eisberg. Inzwischen kamen wir in tiefen, weichen Schnee, und glücklicherweise ließ der Eifer der Hunde durch das schwere Ziehen etwas nach, so daß wir wieder Herr über sie wurden. Im Laufe einer halben Stunde kreuzten wir nicht weniger als sechs Fährten, die alle von Bärinnen mit ganz kleinen Jungen herrührten und noch ganz frisch waren. Die Bärinnen hatten am Fuß der Eisberge tiefe Löcher in den Schnee gegraben, und eine nähere Untersuchung ergab, daß sie junge, neugeborene Robben gefangen hatten, die hier zwischen den Eisbergen in großer Anzahl vorkommen mußten.

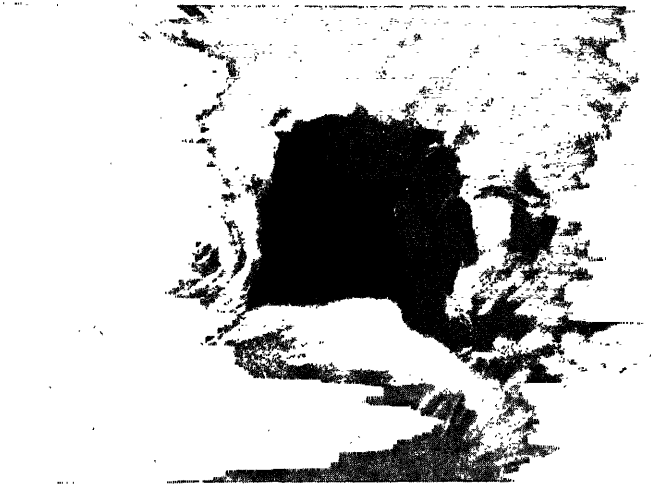
Nun machten wir eine interessante Entdeckung. Wir standen neben einem der Löcher, die die Bären auf ihrer Suche nach Robben gegraben hatten, als wir über uns auf ein großes Loch in einer Schneefahne aufmerksam wurden, die sich an den Eisberg lehnte. Auch zu diesem Loch führten die Spuren der alten und jungen Bären. Wir kletterten an der Schneefahne empor und sahen in eine röhrenförmige Höhle,

deren vereiste Wände deutlich die Spuren von den Krallen eines Bären trugen. Den ganzen Verlauf der Höhle konnten wir aber nicht überschauen, und nachdem wir uns zunächst davon überzeugt hatten, daß kein Tier in der Höhle war, kroch ich auf allen vieren hinein. Anfangs glaubte ich, die Höhle bestände nur aus dem röhrenförmigen Gang, wurde aber dann auf einen Seitengang aufmerksam, und, nachdem ich mich auch in diesen hineingezwängt hatte, lag eine geräumige Höhle vor mir, die so groß war, daß ich bequem darin liegen und sitzen konnte. Ohne Zweifel hatte ich es hier mit der Kinderstube einer Bärin zu tun. Sie hatte diese kunstvolle Höhle gegraben, um ihre Jungen darin zu gebären und in den ersten Monaten ihres Daseins zu säugen, bis sie imstande waren, ihr auf das Fjordeis hinaus zu folgen. Der fürchterliche Gestank, der von der mit dem Unrat der Jungen besudelten inneren Höhle ausging, trieb mich bald wieder ins Freie.

Wir hatten hier einen wertvollen Fund gemacht, der allein die Beschwerden der langen Reise wert war.

Trotz der zahlreichen Schilderungen von Bärenjagden, womit die arktische Literatur überhäuft ist, kennen wir nur wenig von der Fortpflanzungsgeschichte des Eisbären. Wohl wußte man, daß die Bärin, wenn sie ihre Jungen gebären sollte, sich in den Schnee grub, aber wo und unter welchen Verhältnissen dieses vor sich ging, und daß es sich dabei um eine derartig kunstvoll hergerichtete Höhle handelte, war unbekannt.

Ich habe später Gelegenheit gehabt, andere Höhlen — Bärenlager — zu untersuchen und immer dieselbe praktische Bauart feststellen können. Der Eingang bestand aus einem bis zu drei Meter langen und siebenzig Zentimeter hohen



Eingang in ein Bärenlager



Skizze eines Bärenlagers
(links Längsschnitt, rechts Querschnitt)



Zeltlager im Innern des Nordwestfjordes

röhrenförmigen Laufgraben, der von der eigentlichen Höhle durch einen fast meterhohen Schneehügel getrennt war. Nur durch zwei schmale Seitengänge, die um den Schneehügel führten, konnte man in das Innere der eigentlichen Höhle gelangen. Diese lag immer höher als der Eingang, so daß die warme Luft, die sich darin bildete, nicht entweichen konnte und die Wände der Höhle vereisten.

Nachher ist es mir aufgefallen, daß die Bauart dieser Höhle viel Ähnlichkeit mit den alten Eskimo-Erdwohnungen hat. Auch diese bestehen aus einem langen Laufgraben, in dem man sich nur auf allen vieren fortbewegen kann, und der eigentlichen Wohnung, die ebenfalls höher als der Eingang liegt, so daß auch hier die warme Luft nicht entweichen kann. Sicher ein in der Natur einzig dastehendes Beispiel, wo sich Mensch und Tier derselben Bauart bei ihren Wohnungen bedienen.

Ohne Zweifel waren wir hier in das Allerheiligste des Königs der arktischen Wüste eingedrungen. Wir hatten das gefunden, wonach wir suchten, aber noch war unser Wissensdrang nicht zufriedengestellt. Wo hielten sich die Värinnen mit ihren Jungen auf? Ihre Fährten führten noch tiefer in das Innere des Fjordes hinein, woher sie auch gekommen zu sein schienen. Hier mußten sie sich also aufhalten, und unverzüglich nahmen wir die weitere Suche auf.

Weit kamen wir indessen nicht. Der Schnee nahm in erschreckender Weise zu und hatte die Eisdecke herabgedrückt, so daß Wasser daraufgelaufen war und wir stellenweise bis an die Knie in einem Brei von Wasser und Schnee patzten.

Noch größere Schwierigkeiten legten uns die Eisberge in den Weg. Die meisten von ihnen hatten die Eisdecke in

ihrer Umgebung aufgebrochen und waren von offenem Wasser umgeben, das mit einer trügerischen Schneelage bedeckt war. Ein Eisberg war umgekippt und hatte eine große Öffnung in das Eis gebrochen. Die Bärenfährten wurden inzwischen so zahlreich, daß die Hunde überhaupt nicht mehr darauf reagierten, aber dauernd führten sie tiefer in diese unwegsame Wildnis hinein. Schließlich konnten wir ihnen nicht länger folgen und fuhren die Schlitten auf den trockenen Fuß eines Eisberges.

Es war mir viel daran gelegen, einen Überblick über das Ende des Nordwestfjordes zu bekommen, und ich bat Niels, mit mir einen naheliegenden Eisberg zu ersteigen. Drei vergebliche Versuche gehörten dazu, bis wir endlich in etwa siebenzig Meter Höhe die Spitze erreichten. Wir sahen gleich, daß wir uns am Rand des festen Eises befanden. Ein weiteres Vordringen wäre nicht nur lebensgefährlich, sondern ganz unmöglich gewesen. Schon die nächsten Eisberge schwammen im offenen Wasser, und unmittelbar dahinter begann ein riesiges Chaos, in dem die Eisberge wie Würfel aufeinandergetürmt waren. Mitten darin lag eine große Insel, die buchstäblich von Eisbergen blockiert war. Von dem mächtigen Gletscher — vielleicht waren es auch mehrere —, der diese Eisberg-Wildnis geschaffen hatte, sahen wir mit Hilfe der Gläser nur ein Stück von der Mündung. Ein dunkler Streifen vor der steilen Eiswand der Mündung schien anzudeuten, daß hier eisfreies Wasser war. Demnach mußte der Gletscher bereits seine Arbeit begonnen haben.

Von allen Seiten führten Bärenfährten in dieses unzugängliche Chaos. Hier mußten sich auch die Bärinnen mit ihren Jungen aufhalten. Beim Abstieg sichteten wir denn

auch eine Bärin, die mit zwei kleinen Jungen über den Rücken eines Eisberges zog.

Es wäre angebracht, hier einige Worte über die Fortpflanzung des Eisbären zu sagen, wie ich sie nach dreijähriger Forschungsarbeit kennengelernt habe.

Der Eisbär schreitet nur jedes dritte oder vierte Jahr zur Fortpflanzung. Es ist dieses eine Folge der langen Zeit, die die Jungen nötig haben, um selbständig zu werden. Drei volle Jahre werden die jungen Eisbären von ihrer Mutter geführt, um all das zu lernen, was sie in ihrem späteren Leben brauchen. Das erste Jahr bringen sie in den meisten Fällen in dem geschützten Innern der Fjorde zu, wo die Lebensbedingungen die günstigsten sind. Dann wandern sie unter der Führung der alten Bärin an die Küste und in das Treibeis des Nördlichen Eismeeres hinaus, das ihren zukünftigen Aufenthalt bildet. Natürlich werden nicht alle Eisbären in einem Fjord geboren. Es können sich auch Verhältnisse geltend machen, wonach die trächtige Bärin gezwungen ist, sich irgendwo an der Außeküste oder sogar weit draußen im Eismeer, eine Höhle zu graben, um dort ihre Jungen zu werfen, wie wir es auf der Reise nach Kap Dalton Gelegenheit hatten zu beobachten. Aber wie selten dies geschieht, geht deutlich daraus hervor, daß unter den fünfhundert Bären, die bisher in der Nähe der Mündung des Scoresbysundes von den Eingeborenen erlegt worden sind, sich nur eine trächtige Bärin befand.

Die Anzahl der Jungen ist in den meisten Fällen zwei, doch sieht man auch oft Bärinnen, denen nur ein Junges folgt. Sehr selten sind drei. Die Eskimos behaupten, daß jedesmal ein Menschenalter vergehe, ehe eine Bärin mit drei Jungen gesehen wird.

Die ausgewachsenen männlichen Bären halten sich von den Stellen fern, wo die Weibchen ihre Jungen werfen, deren geschworene Feinde sie sind. Ein alter männlicher Eisbär macht sich kein Gewissen daraus, einen Artgenossen zu erschlagen und aufzufressen. Unter sich sind die alten Männchen die erbittertsten Feinde. Wo zwei sich begegnen, kommt es zum blutigen Kampf, der stets mit dem Tod des Unterlegenen endet.

*

Meine Vermutung, daß auch die Fjordrobben zwischen den Eisbergen im Innern des Nordwestfjordes ihre Jungen werfen, erwies sich als richtig. Allein die Anwesenheit der Eisbären und ihr längerer Aufenthalt an ein und derselben Stelle war ein Beweis dafür, daß hier zahlreiche Robben leben mußten. Schon beim Verfolgen der Bärenfährten waren uns in der Nähe der Eisberge die Löcher aufgefallen, die die Bären auf ihrer Suche nach Robben gegraben hatten, und der blutbefleckte Schnee zeigte deutlich, daß ihre Bemühungen nicht vergebens gewesen waren.

Ich benutzte daher auf der Rückreise zum Lager die Gelegenheit, ähnliche Stellen, wo wir die Anwesenheit von jungen Robben vermuten konnten, einer näheren Untersuchung zu unterziehen. Die Hunde leisteten uns dabei gute Dienste, weil sie die Robben wittern konnten und dann jedesmal die Nase in den Schnee steckten und mit den Vorderpfoten zu fragen begannen. Ich muß doch ehrlich gestehen, daß wir in dem tiefen Schnee — in der Regel zwei bis drei Meter, welche Stellen die Robben mit ganz besonderer Vorliebe zur Ablage ihrer Jungen wählten — nur wenig ausrichten konnten. Immerhin machten wir aber

einige interessante Entdeckungen und kamen vor allem zu der Überzeugung, daß hier zwischen den Eisbergen ein ganz ungeheurer Reichtum an Robben herrschte. Nur von hier und aus dem Innern der anderen mit Eisbergen gefüllten Fjordzweige konnten die jungen Robben stammen, die allherbstlich in großen Schwärmen im Halls Inlet und in der Fjordmündung auftraten und über deren Herkunft man bisher im unklaren gewesen war.

Um ihre Jungen zu werfen, hatten die trächtigen Weibchen die Gezeitempalten im Eis aufgesucht, die sich rings um alle bis auf den Grund reichenden Eisberge fanden. Hier hatten sie durch langwieriges Blasen und Kraken eine Öffnung geschaffen, die schließlich so groß wurde, daß sie sich hindurch auf das Eis schwingen konnten. Diese Öffnungen — sogenannte Atemlöcher — befanden sich aber nur an solchen Stellen, an denen das Eis mit einer hohen Schneelage bedeckt war, die die Öffnungen vor dem erneuten Zufrieren bewahrte. War die Robbe so weit gekommen, krachte sie sich einen Hohlraum in den Schnee, der so geräumig war, daß sie selbst darin liegen konnte, und hier wurde dann die junge Robbe geboren. Mitunter hatte das alte Weibchen sich auch zwei Atemlöcher in ungefähr fünfzig Zentimeter Entfernung voneinander gemacht und dazwischen ihr Junges geworfen.

Je nach der Größe der Eisberge hatten zwei bis zwanzig Robben ihre Kinderstuben unter den hohen Schneewehen an der Seeseite der Eisberge eingerichtet. Wenn man dann die Tausende von Eisbergen sich vorstellt, die den größten Teil des Nordwestfjordes ausfüllen, besonders aber in seinem Innern, kann man sich einen Begriff davon machen, welch ungeheurer Reichtum an Robben hier herrschte. Die Eis-

bären hatten guten Grund, sich hier aufzuhalten, denn die jungen hilflosen Robben waren für sie eine leichte Beute.

Die jungen Robben waren bei der Geburt in ein dichtes gelblichgrünes Haarleid gehüllt, das täuschend dem grünlich schimmernden Eis gleich und eine vollkommene Schutzfärbung darstellte. Wie lange sie sich in der Schneehöhle aufhielten und von dem alten Weibchen gesäugt wurden, ist mir nicht geglückt festzustellen; anderthalb bis zwei Wochen muß es aber wenigstens gedauert haben. Die meisten jungen Robben waren übrigens schon so weit herangewachsen, daß sie ihre Schlupfwinkel schon verlassen hatten, aber sowohl die Alten wie die Jungen kehrten zwischendurch wieder dahin zurück, um in ihrem Schutz der Ruhe zu pflegen.

In mehreren Fällen konnten wir feststellen, daß es den Eisbären geglückt war, auch der alten Robbe habhaft zu werden, ehe sie sich durch die Öffnung ins Wasser hatte retten können. Der blutgefleckte Schnee und die umherliegenden Knochen zeugten dann deutlich von der üppigen Mahlzeit, die die Bärinnen mit ihren Jungen hier gehalten hatten. Selbst die Füchse hatten versucht, sich nach den jungen Robben durch den Schnee zu graben, was ihnen verchiedentlich auch geglückt war. . .

Frühmorgens, zur verabredeten Zeit, kamen wir wieder im Lager an. Karl war hier schon vor einer Stunde zurückgekehrt. Wohl wissend, daß wir von der langen Reise einen großen Hunger mitbrachten, hatte er die Wartezeit dazu benutzt, ein paar Hasen zu kochen, die wir gleich mit einem wahren Heißhunger verschlangen.

Auch er hatte auf seiner Reise die Fährten von Bärinnen mit neugeborenen Jungen gefunden, doch nicht in so großer

Anzahl wie wir. Der Fjordarm zog sich seiner Ansicht nach tiefer in das Innere des Landes als der Nordwestfjord selbst und mußte irgendwo mit diesem in Verbindung stehen, so daß das zwischenliegende Land eine große Insel bildete. Auf der Nordküste des Fjordes, die schneefrei war, hatte er Moschusochsen gesehen und Hasen und Schneehühner. — Leider war er gezwungen gewesen, den Führerhund seines Gespannes zu erschießen, da er krank geworden war und nicht länger folgen konnte.

Die Aufgabe unserer Reise war erfüllt. Meine Begleiter waren nur damit unzufrieden, daß wir bisher noch keinen Bären erlegt hatten, und planten eine neue Reise in das Innere des Nordwestfjordes, wo sie zwischen den Eisbergen auf die Bärinnen mit ihren Jungen jagen wollten. Diesem Verlangen widersetzte ich mich aber energisch. Ich wollte nicht schuld daran sein, daß sich die Eskimos an den Bärinnen mit den hilflosen Jungen vergriffen, und wohl oder übel mußten sie sich damit abfinden.

Eine Bärenjagd

Wir legten zwei Ruhetage ein und traten dann die Heimreise an. Ehe wir aber den Nordwestfjord verließen, sollten wir doch noch einen Bären erlegen. Es war eine etwa fünfjährige Bärin, die wir mitten auf der freien Eisfläche überraschten. Ich fuhr dicht neben Niels, während Karl sich noch weit hinten zwischen den Eisbergen befand, wo er eine frische Bärenfährte gefunden hatte, der er ein Stück folgen wollte. Als Niels den Bären sah, löste er sofort seine drei Bärenhunde vom Schlitten, die

gleich die Verfolgung aufnahmen und den Bären auch bald stellten.

In meinem Gespann befand sich ein alter Rüde, der eine Art Führerrolle spielte. Als Zugtier taugte er nicht viel, aber der Meinung der Grönländer nach sollte er ein guter Bärenhund sein, und dies war leider nur allzu wahr. Es dauerte eine Weile, bis er den Bären gewittert hatte, als er ihn aber dann sah, legte er sich mit einer solchen Kraft in die Sielen, daß der plötzliche Ruck mich fast vom Schlitten geworfen hätte.

Die anderen Hunde folgten nun auch dem Beispiel ihres Führers, und im Nu hatten wir Niels überholt. Im Vorbeifahren rief ich ihm zu, mit der Erlegung des Bären zu warten, bis ich ihn photographiert hatte. Auf den Knien liegend, zerrte ich den Apparat aus der Tasche, die an den Rückständern des Schlittens hing, und hierbei war ich gezwungen, den Hunden den Rücken zuzuwenden.

Nur wenige Minuten nahm diese Arbeit in Anspruch. Als ich mich dann mit dem Apparat in der Hand wieder umwandte, sah ich zu meinem Schrecken, daß wir uns kaum eine Schlittenlänge vom Bären befanden. Ein Eskimo würde in diesem Augenblick alle Zugleinen durchschnitten haben; da ich aber kein Messer bei der Hand hatte, meine Büchse auf dem Schlitten festgeschnallt war und ich zudem den photographischen Apparat, den ich auf keinen Fall missen wollte, nicht aus der Hand legen konnte, tat ich das in diesem Fall einzig Richtige: ich ließ mich kopfüber in den Schnee fallen. Unglücklicherweise fiel ich direkt auf das Gesicht und konnte daher in den nächsten Augenblicken nicht sehen, was vor sich ging.

Ich hörte ein dumpfes Krachen und sah dann, als ich aufblickte, den Bären hochaufgerichtet auf meinem Schlitten sitzen, den die Hunde ihm im ersten Ansturm unter die Hinterbeine gezogen hatten. Später stellte es sich heraus, daß der Kolbenhals meiner Büchse unter dem Körpergewicht des Bären dicht hinter dem Schloß durchgebrochen war.

Inzwischen war auch Niels gezwungen gewesen, seine Hunde vom Schlitten zu befreien, die sich nun auch auf den Bären stürzten, und ein Wirrwarr entstand, bei dem man zeitweise nicht wußte, was Hund und was Bär war. Nach einigen vergeblichen Versuchen gelang es dem Bären, den die Hunde dauernd in die Hinterbeine bissen, sich durch einen Sprung für einen Augenblick von seinen Plagegeistern zu befreien. Als die Bärin hierbei Niels für den Bruchteil einer Sekunde die Breitseite zukehrte, schoß er ihr eine Kugel durch die Brust.

Sie stieß ein fürchterliches Gebrüll aus und rannte auf einen nahen Eisberg zu. Aber noch ehe sie diesen erreichte, hatte sie eine zweite Kugel im Leib und brach in einem Schmelzwassertümpel am Fuß des Eisberges zusammen. . .

Es war nun die höchste Zeit, daß wir den Nordwestfjord verließen, denn das Schmelzwasser zwischen den Eisbergen nahm in bedenklicher Weise zu. Die Strecke bis zu den Björne Der legten wir in drei langen Tagereisen zurück. Die Robben lagen jetzt überall in großer Zahl auf dem Eis, so daß die Beschaffung des Hundefutters uns keine Schwierigkeiten mehr verursachte. Auf den Björne Der fanden wir das Lager der Bärenjäger, die anscheinend kein Glück auf ihren Jagden gehabt hatten und ohne Beute

wieder heimgezogen waren. Wir legten hier einen Ruhetag ein.

Auf der weiteren Reise, die in unserer alten Spur über die Südküste des Jamesonlandes vor sich ging, fuhren wir des Nachts und schliefen am Tage, da die Sonne die Hunde zu schnell ermüdete. Zehn Tage nach dem Verlassen unseres letzten Zeltplatzes im Innern des Nordwestfjordes erreichten wir wieder die Kolonie an der Mündung des Scoresbysundes. Demnach waren wir die ersten, die auf dem primitiven eskimoischen Hundeschlitten diesen größten Fjord der Welt in seiner ganzen Ausdehnung durchreist hatten.

Unsere Entdeckungen gingen wie ein Lauffeuer von der Kolonie zu allen Wohnplätzen. Wir hatten die Ranxplätze der Bären und Robben gefunden und ein eisfreies Land, dessen Pflanzen- und Tierreichtum alles bisher Bekannte übertraf.

Acht Tage später hielt eine große Schlittenkarawane auf dem Eis vor der Kolonie. Unter Anführung des Kolonieverwalters wollten die Eingeborenen in das Innere des Nordwestfjordes vordringen, um hier auf Bären zu jagen. Einige reisten sogar mit der Absicht, hier ein ganzes Jahr zu bleiben und einen neuen Wohnplatz zu gründen. Nach vierzehn Tagen kam aber die ganze Reisegesellschaft unverrichteter Sache wieder zurück. Sie hatten die Entfernung unterschätzt, außerdem war durch die großen Schmelzwasser-tümpel, die sich inzwischen auf dem Fjordeis gebildet hatten, das Schlittenfahren im Nordwestfjord unmöglich geworden.

Schlußwort

Mit dieser Reise war meine Tätigkeit am Scoresbysund zu Ende. Mein Wunsch, das Tierleben im Innern des großen Fjordes kennenzulernen, war erfüllt, und ich hatte Grund, mich über die Resultate, die meine kühnsten Hoffnungen weit übertrafen, zu freuen. Schon damals reifte in mir der Entschluß, dieses Tierleben im Innern des Scoresbysundes, das gewissermaßen den Ausgangspunkt eines großen Teiles des ostgrönländischen Wildbestandes darstellt, vor den immer weiter um sich greifenden Nachstellungen zu schützen. Und heute kann ich alle Naturfreunde, ganz besonders aber diejenigen, die mir in ihren Zuschriften ihr Interesse für die Bewahrung der hochnordischen Fauna bekundeten, mit der Mitteilung erfreuen, daß dank der Einsicht maßgebender dänischer Persönlichkeiten das Innere des Scoresbysundes zum Naturschutzgebiet erklärt worden ist. Was dieses in erster Linie für die Bewahrung der schon stark dezimierten Bestände der wenigen hochnordischen Landsäugetiere in Grönland zu bedeuten hat, wird jeder Naturfreund und Jäger beurteilen können. Möge man auch an anderen Stellen im hohen Norden diesem Beispiel folgen und Forschung und Naturschutz Hand in Hand gehen lassen, um die noch lebenden Reste einer urwüchsigen Natur der Nachwelt zu erhalten.

Bilderverzeichnis

Der Verfasser	16
Der Hurry Inlet	17
Die Liverpoolküste	17
Gletscher an der Liverpoolküste	32
Moostundra im Jamesonland	32
Die Fjordküste	33
Die Hauptfiedlung in der Rosenvinge-Bucht	40
Sommerlager der Eskimos in Ungmagsfali	41
Ostgrönländerinnen in ihrer Nationaltracht	48
Swölfjährige Grönländerin	48
Fjordlandschaft	49
Estimohütte im Innern des Fjords	49
Der Dampfer „Gustav Holm“	56
Aufstieg auf den Gletscher	56
Erlegter kapitaler Eishär	57
Das Depot auf Kap Dalton	57
Emil, die Bärenjäger Julius und Ole, und Josva	64
Zeltlager an der Ostküste des Jamesonlandes	65
Die Begleiter auf den Streifzügen ins Innere des Jameson-	
landes	72
Sumpflandschaft	73
Hochnordisches Heidekraut	73
Die grönländische Glockenblume	80
Arktischer Wahn	80
Flußtal im Jamesonland	81
Moschusochse vor seinem Erbfeind	81
Ein Moschusochse	88
Ein Rudel Moschusochsen	89
Junge Eishafen	89
Erlegter weißer Polarwolf	96
Die Heimat des weißen Polarwolfes im Innern des Landes	96
Zubringliche Füchse an unserer Hütte	97
Ostgrönländischer Eishafe	104
Grönländisches Hermelin	104
Schneehuhn im Heidekraut	104
Der hochnordische Halsbandlemming	104

Erlegter männlicher Eisbär	105
Kopf einer alten Walroßkuh	105
Die angreifenden Walrosse	112
Estimo auf der Narwaljagd	113
Kopf eines alten männlichen Narwals mit Stoßzahn	113
Alter männlicher Narwal	120
Weiblicher Narwal mit Stoßzahn	121
Halbmilchfuger Eisbär beim Verzehren einer Robbe	121
Zwei lange Narwalzähne	128
Der Leithund eines Gespanns	128
Robbenfänger mit Rajal	129
Bartrobbe	129
Niels Urke	136
Junger Robbenfänger	136
Verfasser mit neugeborener Fjorbrobbe	137
Abwurfstangen des hochnordischen Renttiers	137
Eingang in ein Bärenlager	144
Skizze eines Bärenlagers	144
Beltlager im Innern des Nordwestfjords	145
